Das A… …cher beträgt:

Für ei…		13 M.	50 ₰
Für ei…	…n Voraus-	7 M.	— ₰
Für ei…	bezahlung	4 M.	— ₰
Für ein…		1 M.	50 ₰
Tagwe… …Band		— M.	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	— ₰
Für einen Monat		2 M.	— ₰
Tagweise für einen Band		— M.	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Madonna im Rosenhag.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1890.

Meiner lieben Frau

zugeeignet.

Wer sich um die achte Abendstunde eines unfreundlichen und regnerischen Berliner Herbsttages von der gewaltigen Menschenwelle forttragen läßt, welche unaufhörlich durch die lange, schnurgerade Friedrichstraße fluthet, der darf nicht fürchten, durch sein Aussehen oder sein Gebahren die Aufmerksamkeit gar so leicht auf sich zu lenken. In diesem unendlichen Strome geschäftigen Vorwärtstreibens, in diesem beständigen Drängen, Hasten und Durcheinanderwinden ist für den Einzelnen kaum die Möglichkeit zu müßigen Betrachtungen gegeben. Selbst über auffällige und sonderbare Erscheinungen, wie sie in der Hauptverkehrsstraße einer Millionenstadt niemals fehlen, gleitet das Auge in flüchtigem Erstaunen hinweg, und schon die nächste Sekunde verwischt mit einem völlig veränderten Bilde den befremdlichen Eindruck, welchen ihre Seltsamkeit vielleicht erzeugte.

So konnte denn auch die hagere, schlottrige Männer=

gestalt, nach der sich auf einer weniger belebten Promenade wahrscheinlich mancher neugierige Blick gewendet haben würde, unbelästigt und unbemerkt durch das Gewühl dahinwandern. Selbst da, wo die elektrischen Bogenlampen am Eingang einer Bierstube oder die blendenden Reflektoren eines prächtigen Schaufensters ihr scharfes Licht voll auf den Vorübergehenden werfen, wäre es schwer gewesen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sein Alter oder seinen Stand zu schließen. Der magere Körper mit den langen Armen, den abfallenden Schultern und der flachen Brust hätte etwas von dem Aussehen einer in ihrer Entwicklung verkümmerten Jünglingsgestalt; aber in dem blassen, bartlosen, hohlwangigen Gesicht waren einige fast greisenhafte Züge. Und doch war dies von leicht gewelltem, dunklem Haar umgebene Antlitz nicht eigentlich häßlich zu nennen. Es trug das unverkennbare Gepräge der Intelligenz, und der kleine, fast weibisch zart gebildete Mund gab ihm einen merkwürdig rührenden Ausdruck von Sanftmuth und Geduld.

Dafür, daß er nicht den vom Glücke Auserwählten unter den Sterblichen beizuzählen sei, sprach die mehr als bescheidene Kleidung des Mannes deutlich genug. Sie war aus schlechtem fadenscheinigen Stoffe und schlotterte so ungeschickt und faltig um seine Glieder, als sei sie für einen ungleich beleibteren Träger an=

gefertigt worden, und sie war aus jenem schlechten, rasch fadenscheinig werdenden Stoffe, mit welchem die wohlfeilen Kleiderhändler der Arbeitervorstädte ihre Kunden zu betrügen pflegen.

Mit leicht gesenktem Kopfe, über dessen Stirn der weiche, breitrandige Filzhut tief herabgezogen war, wand sich der Mann durch den Menschenstrom. Sicherlich war von all den Tausenden kaum ein einziger so ängstlich wie er darauf bedacht, den Entgegenkommenden aus dem Wege zu gehen und jede unsanfte Berührung mit einem von ihnen zu vermeiden. Nicht auf seiner Seite konnte deshalb das Verschulden liegen, als vor einem Bilderladen, in dessen Schaufenster sehr verführerische Portraits von Circuskünstlerinnen und preisgekrönten Schönheiten ausgestellt waren, ein vierschrötiger, gefährlich aussehender Bursche mit hoher weit auf den Hinterkopf zurückgeschobener Stoffmütze, breit und wuchtig gegen seinen gebrechlichen Körper prallte. Der Gestoßene taumelte um ein Stück zurück, und ein leiser Ausruf des Schmerzes oder des Schreckens kam von seinen Lippen. Der Andere aber, der den kleinen Unfall anscheinend absichtlich herbeigeführt hatte, faßte den Griff seines derben Knotenstockes fester und pflanzte sich in drohender Haltung vor seinem Opfer auf.

„Was haben Sie gesagt?“ herrschte er ihn an, und seine stieren, vom Glanz des Branntweins erfüll-

ten Augen weissagten nichts Gutes. „Wollen Sie etwa schimpfen?"

Die zunächst Befindlichen blieben stehen und innerhalb einer einzigen Sekunde hatte sich ein dichter Kreis um die Beiden geschlossen. Einzelne Rufe wurden laut, die sehr unzweideutig verriethen, das die Stimmung der Zuschauer eine für den Burschen mit der Mütze wenig günstige sei und daß der Andere auf den nachdrücklichen Beistand der Menge rechnen könne, wenn er die Frechheit des Raufbolds gebührend zurückwies.

Aber es hatte nicht den Anschein, als ob der greisenhafte Jüngling sich dadurch ermuthigt fühlte. Mit einem Ausdruck namenloser Angst irrten seine Augen an der lebendigen Hecke dahin, die so plötzlich um ihn her emporgewachsen war und seine Gestalt fiel noch mehr in sich zusammen, während er sich mit zitternder Hast gegen seinen Angreifer wandte.

„Ich habe garnichts gesagt — nicht ein einziges Wort! Und ich bitte um Entschuldigung wenn ich Sie belästigt habe. Es — es ist gewiß nicht mit Absicht geschehen!"

„Hasenfuß!" rief in verächtlichem Ton Einer aus der Menge, und spöttisches Gelächter folgte der allzubereitwilligen Entschuldigung. Der Bursche mit der Mütze schaute triumphirend umher, klemmte seinen

Knotenstock wieder unter den Arm, und brach sich, einige unfläthige Worte vor sich hin brummend, rücksichtslos Bahn durch die Menge. Der Andere aber war in dem nämlichen Augenblick, in welchem die Gasse sich geöffnet hatte, verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen hätte, und er hörte darum nichts mehr von den wenig schmeichelhaften Bemerkungen, welche ringsumher über sein unmännliches Benehmen gemacht wurden.

Wie ein Verfolgter schlüpfte er, dicht an die Mauern der Häuser gedrückt, durch die volkreiche Straße weiter. In seinem Gesicht zuckte es seltsam und seine Fäuste hatten sich krampfig geballt; aber seine Haltung war scheu und gedrückt wie zuvor, und sein Kopf war so tief zwischen die Schultern gezogen, als hätte er sich am liebsten völlig unsichtbar gemacht vor allen zudringlichen und neugierigen Blicken.

In eine der letzten Seitenstraßen vor dem Belle-Alliance-Platze bog er ein, und hier verlangsamte sich um ein Geringes die Hast seiner Schritte. Die Häuser waren da zum größten Theil alt und unansehnlich; nur in wenigen von ihnen hatte man die Gepflogenheit der vornehmeren Stadttheile nachgeahmt, die Straßenthür verschlossen zu halten, und fast überall war darum der Einblick in die dunklen, wenig einladenden Höfe freigegeben.

In einen dieser weit geöffneten Thorwege spähte

der Mann so vorsichtig hinein, als gehörte es zu den wahrscheinlichsten Dingen, daß sich dort Diebe und Meuchelmörder versteckt hielten. Aber es war nichts da als ein kleiner dicker Bäckerlehrling mit nackten Armen und mit mehlbestäubten Pantoffeln an den bloßen Füßen, der pfeifend auf und nieder ging, weil er sich vielleicht ein Stelldichein mit einem Dienstmädchen gegeben hatte. Der Mann auf der Straße blieb eine Weile unschlüssig im Schatten der Mauer stehen; dann aber, da der Bäckerbursche durchaus nicht Miene machte, seinen Posten zu verlassen, huschte er rasch hinein und eilte an dem jungen Menschen vorbei die Treppe hinauf. Sein Athem ging schnell von der Anstrengung des hastigen Steigens, als er auf dem Flur des dritten Stockwerks stehen blieb. Er lüftete den Hut und wischte sich den Schweiß ab, der in dicken Tropfen auf seiner hohen, schmalen Stirne perlte. Es war das Gebahren eines Menschen, welcher das Bewußtsein hat, soeben einer furchtbaren Gefahr mit genauer Noth entronnen zu sein.

Unter dem Griff des Glockenzuges im dritten Stock war eine Reihe von Visitenkarten befestigt; die Glasthür war unverschlossen. Sie öffnete sich auf einen langen, halbdunkeln Gang, an dessen beiden Seiten man nur unbestimmt eine Anzahl von Thüren erkennen konnte. Behutsam tastete sich der Mann bis

zu der letzten derselben hin und öffnete sie mit einem aus der Tasche gezogenen Schlüssel. Ein schmales, enges Zimmerchen, das nicht mehr als die nothwendigsten Einrichtungsgegenstände enthielt, nahm ihn auf. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er wie in völliger Erschöpfung auf einem Stuhl im Finstern sitzen, ehe er sich dazu aufraffte, mit unsicheren Bewegungen die auf dem Tische stehende Kerze anzuzünden. Schreibgeräthe und einige Blätter weißen Papiers lagen daneben, und der Bewohner des Stübchens rückte sie zurecht, als wolle er bei dem unsicheren Licht des flackernden Kerzenflämmchens zu schreiben versuchen.

Aber er legte die tintennasse Feder wieder hin, ohne einen Strich gethan zu haben. Die Erregung zitterte wohl noch zu heftig in seinen Nerven nach. Drei oder viermal ging er in dem kleinen Raume auf und nieder; dann rückte er seinen schlecht sitzenden Halskragen zurecht, zupfte an dem schlotternden Rocke, ohne ihm damit freilich ein besseres Aussehen geben zu können und ging nach sekundenlangem Zaudern auf den Fußspitzen hinaus und die Hälfte des finsteren Ganges zurück.

Sein Klopfen an die Thür, vor der er eine geraume Weile gestanden hatte, war in seiner Zaghaftigkeit kaum vernehmlich. Von drinnen aber klang sogleich eine jugendlich helle, wohltönende Frauenstimme:

„Wer ist da? — Sind Sie es, Herr Hudetz?“

„Ja, Fräulein von Brenckendorf, ich bin es!“ erwiderte er fast flüsternd, „Aber wenn ich Sie auch nur im allergeringsten störe —“

Ein Riegel wurde zurückgeschoben und ein Stern freundlich hellen Lampenlichtes fiel aus der geöffneten Thür auf die demüthige Gestalt des Einlaß Heischenden.

„Nein, Sie stören mich durchaus nicht. Treten Sie nur für ein Weilchen näher! Mein Tagewerk ist gethan, und ich kann mir's wohl gönnen, eine halbe Stunde zu verplaudern.“

Die mit so gewinnender Liebenswürdigkeit zu dem scheuen Besucher gesprochen hatte, war eine junge Dame von höchstens zwanzig Jahren. Obwohl ihre Toilette nicht gerade elegant zu nennen war, denn sie trug eine große graue Malschürze über dem einfachen Kleide, sah sie doch vornehm genug aus, um den Gegensatz zu ihrem Gaste noch auffälliger und wunderlicher hervortreten zu lassen. Ihre hohe, schlanke und bei aller jungfräulichen Zartheit prächtige Gestalt, ihr zierliches, mit reichem, lichtblondem Haar geschmücktes Köpfchen, auf dessen schönem Gesicht ein warm rosiger Hauch von Jugendfrische und lebensprühender Gesundheit lag, machten den Anderen neben ihr noch hundertmal armseliger und hinfälliger, als er vorhin im Gewühl der Straße erschienen war. Und die gebeugte Haltung seines hageren Körpers, die hastigen anmuth-

losen Bewegungen seiner langen Glieder nahmen sich ungeschickt und plebejisch aus neben ihrer ruhigen anmuthigen Sicherheit, die in solcher Vollendung nur das Ergebniß eines Zusammenwirkens von natürlicher Anlage und vortrefflicher Erziehung sein konnte.

Sie hatte ihm unbefangen die schmale weiche Hand zum Gruße geboten, und er nahm sie für einen Moment in die seine, die so abgezehrt und so brennend heiß war wie die eines Fieberkranken.

„Ich kann nicht arbeiten," sagte er, „ich glaube, es ist diese schreckliche Einsamkeit, die keinen vernünftigen Gedanken mehr in meinem Kopfe reifen läßt."

Ohne ihre Einladung abzuwarten, hatte er sich auf den äußersten Rand eines Stuhles niedergelassen, der in der beschatteten Ecke neben dem Fenster stand. Es war, als ob er stets von einem unbewußten Verlangen geleitet werde, sich so klein und so unscheinbar zu machen, als die Umstände es immer erlaubten.

„Die Einsamkeit, Herr Hudetz?" fragte lächelnd die junge Dame, welche er vorhin als Fräulein von Breckendorf angeredet hatte. „Klagten Sie nicht erst vor kurzem darüber, daß Sie gezwungen wären, sich fast während des ganzen Tages unter den Menschen zu bewegen?"

Er strich sich das dunkle Haar aus der Stirn und sah mit einem leeren Blick vor sich hin.

„Unter den Menschen — das ist es ja eben! Ich

fühle meine Vereinsamung nirgends so tief als gerade da. Haben nicht alle diese Leute tausendfältige Beziehungen unter einander in Freundschaft und Feindschaft, in Liebe und Haß? Ist nicht selbst der Verlassenste unter ihnen durch irgend ein gemeinsames Interesse noch mit hundert Fäden an Andere geknüpft?“

„Gewiß! — Aber ich meine, das müßte ein wenig doch auch auf Sie zutreffen. Und haben Sie sich denn wirklich jemals ernstlich bemüht, die Freunde zu finden, deren Dasein Sie jetzt vermissen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin Einer von denen, die das Recht verwirkt haben, um Liebe und Freundschaft zu werben, Glauben Sie nicht, Fräulein von Brenckendorf, daß es Menschen giebt, die mit dem Unglück behaftet sind wie mit einer ansteckenden Krankheit? Man muß sich hüten, Gemeinschaft mit ihnen zu haben.“

Er sprach immer mit gedämpfter Stimme, in einer eigenthümlich eintönigen Weise, die seine Worte noch melancholischer machte, weil ihnen eben alles Pathetische und Deklamatorische abging. Auf dem Gesicht seiner jungen Zuhörerin zeigte sich etwas wie ein leichtes Unbehagen.

„Sie sind heute in übler Stimmung, Herr Hudetz, und Sie sehen ein wenig angegriffen aus. Darf ich Ihnen eine Tasse Thee bereiten?“

Hudetz machte eine verneinenden Bewegung.

„Sie sollen sich nicht bemühen um meinetwillen! Es ist Güte genug, daß Sie mich zuweilen in Ihrer Nähe dulden. Aber es ist wahr: ich bin schlecht gestimmt heute, und ich hätte Ihnen nicht lästig fallen sollen.“

Er erhob sich von seinem Stuhlrand; aber er machte doch noch nicht Miene zu gehen. Die junge Dame war an den Tisch getreten, auf welchem eine schön gearbeitete, mit der einfachen Einrichtung des Zimmers auffällig contrastirende silberne Theemaschine stand. Das Licht der Lampe fiel hell auf das schöne Gesicht des Mädchens und auf die schlanken, aristokratischen Hände, die das Spiritusflämmchen unter dem Kessel entzündeten. Und den Besucher schien dieser Anblick mit magnetischer Gewalt zu fesseln. Den Kopf ein wenig auf die Seite neigend, betrachtete er sie unverwandt, wie man ein prächtiges Gemälde betrachtet, mit weit geöffneten Augen und einem seltsam weltvergessenen Ausdruck des blassen Antlitzes.

Fräulein von Brenckendorf hatte ihn nicht aufgefordert zu bleiben; da er aber trotz seiner letzten Worte nicht geneigt schien, zu gehen, sagte sie, ohne daß der Klang ihrer Stimme an herzlicher Freundlichkeit verloren hätte:

„Sie sind ja ein Kunstverständiger, Herr Hudetz! — Wollen Sie mich nicht Ihr Urtheil über die kleine

Malerei da vernehmen lassen, mit der ich heute glücklich — oder muß ich sagen: unglücklich? — fertig geworden bin?"

Bei ihrer Anrede war er sichtlich zusammen gefahren wie Jemand, der aus tiefem Nachdenken aufgeschreckt wird. Nun aber trat er ohne weiteres an die im hellen Lichte stehende Staffelei und entfernte die leichte Hülle von dem darauf befindlichen winzigen Rahmen. Das weißseidene Blatt eines Ballfächers kam zum Vorschein, und einige in zarten Farbentönen ausgeführte, geflügelte Amorettengestalten, die zwischen den Ranken eines blühenden Apfelzweiges ihr Wesen trieben, bildeten die von der jungen Dame erwähnte Malerei.

Hudetz betrachtete das kleine Werk sehr lange; aber er sagte kein Wort.

„Nun?" klang es endlich ermunternd vom Theetische herüber. „Wenn es Ihnen so schwer wird, Ihre Kritik zu äußern, muß ich ja wohl fürchten, daß sie nicht sonderlich günstig sei."

Er wandte ihr das Gesicht wieder zu und entgegnete in seiner melancholisch eintönigen Weise:

„In der That, Fräulein von Brenckendorf, ich finde das Bildchen nicht gut, wenigstens nicht gut genug für ein Werk von Ihrer Hand."

„Ist das etwa ein verschleiertes Compliment?"

fragte die Getadelte ohne Empfindlichkeit zurück. „Meinen Sie, daß ich Talent genug habe, Besseres zu leisten?“

„Nein! Nach allem, was ich bisher von Ihnen gesehen habe, fürchte ich eben, Sie haben es nicht. Es ist nichts als mittelmäßige Dilettantenarbeit, und gerade Sie sollten die edelste aller Künste nicht zu solchen Handwerksdiensten erniedrigen. Ist es denn möglich, daß Sie diese Art unfruchtbaren Schaffens nicht selber wie eine beständige Demüthigung empfinden?“

Das schöne Gesicht des jungen Mädchens war nun doch sehr ernst geworden, und die Gläser, mit denen sie sich zu schaffen machte, klirrten leise zusammen.

„Es ist mein Broderwerb, Herr Hudetz“, sagte sie, „die Waffe, mit der ich den Kampf ums Dasein führe. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Schicksal mich nicht besser ausgerüstet hat für diesen Kampf.“

„Nein, Sie können wahrhaftig nicht geschaffen sein, um zu kämpfen!“ erwiderte er, indem er abermals mit dem vorigen weltvergessenen Ausdruck zu ihr hinüberstarrte. „Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber so oft ich Sie sehe, ist es mir immer, als wären Sie nur in einer Verkleidung oder in einer Verzauberung, wie die Königstöchter aus den Kindermärchen. Kennen Sie Rubens' Portrait der Elisabeth von Frankreich?“

„Nein, ich kenne es nicht," gab sie zurück, und es war trotz aller Freundlichkeit etwas wie vornehme Ablehnung in ihren Worten, „aber ich bin nichtsdestoweniger überzeugt, daß Sie mir ganz unverdiente Ehre erweisen, wenn Sie mich etwa mit demselben vergleichen wollen. Seien Sie versichert, daß ich nichts Anderes bin, als ich augenblicklich zu sein scheine und daß ich mich leider niemals als eine verkleidete oder verzauberte Prinzessin entpuppen werde!"

„Sie wissen wohl, daß meine Worte nicht buchstäblich zu nehmen waren", beharrte er ohne Verständniß für ihren Wunsch, dies Thema abgebrochen zu sehen. „Auch war es nicht gerade meine Absicht, Sie mit dem Bilde jener spanischen Königin zu vergleichen. Das ist ja eben das Wunderbare, daß Ihre Züge nicht die geringste Aehnlichkeit mit demselben haben, und daß ich doch den Gedanken an den Stich nicht los werden kann, sobald ich Ihnen ins Gesicht blicke. Etwas rein Geistiges, Undefinirbares muß es sein, das Sie mit ihm gemeinsam haben, — das Anmuthig-Hoheitsvolle vielleicht, das bei aller Zartheit und Weiblichkeit wahrhaftig Königliche, welches jenes Portrait für mich zum herrlichsten aller Fürstenbildnisse macht. Ich würde es nicht glauben, wenn die Weltgeschichte erzählte, diese Elisabeth habe je etwas Unweibliches oder Unkönigliches gethan, und ebenso

wenig vermag ich es zu fassen, daß Ihre Hände es gewesen sein sollen, welche für den rohen Geschmack einer verständnißlosen Menge jene abscheulichen Photographieen mit schreiend bunten Farben übermalt oder jene Putten mit der affektirten Haltung und dem unmöglichen Gliederbau geschaffen haben."

Vielleicht würde die junge Dame sich nun doch veranlaßt gesehen haben, weitere Bekenntnisse ihres sonderbaren Besuchers durch eine unzweideutige Entgegnung abzuschneiden; aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als sie in diesem Augenblick draußen auf dem Gange eine energische Männerstimme sagen hörte:

„Ja wohl, das Freifräulein Marie von Brenckendorf — mit Ihrer gütigen Erlaubniß! — Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir mitzutheilen, durch welche von diesen dreihundert Thüren man zu ihr gelangen kann?"

„Ein Besuch für Sie!" flüsterte Hubetz, sich hinter der Staffelei an die Wand drückend. In seinem auf die Thür des Zimmers gehefteten Blick war dieselbe tödtliche Angst, mit welcher er vorhin auf der Straße das Zusammenschließen des fluchthemmenden Menschenringes betrachtet hatte.

Nun wurde ziemlich ungestüm geklopft, und ehe noch die junge Malerin eine Aufforderung dazu hatte

aussprechen können, trat der neue Besucher über die Schwelle.

„Guten Abend, mein Herzensmariechen! — Wirf mich hinaus, wenn es nicht anders sein kann; aber gestatte mir wenigstens zuvor, dir einen Kuß zu geben!“

Mit ausgebreiteten Armen war er neben der Thür stehen geblieben, und mit dem jubelnden Ausruf: „Wolfgang — lieber Wolfgang!“ flog Marie wirklich an seine Brust.

Hätte nicht die ungewöhnlich hohe und breitschultrige Gestalt des Fremden den einzigen Ausgang versperrt, welchen das Gemach außer der Thür zum Schlafzimmer besaß, so würde Hubetz unzweifelhaft diesen Moment benutzt haben, um sich hinaus zu stehlen. Mit seinen scheublickenden Augen, seiner in furchtsamer Erregung gekrümmten Gestalt und seinen schlaff herabhängenden Armen, deren Hände sich doch unwillkürlich zu Fäusten geballt hatten, gemahnte er an das Aussehen einer geängstigten Katze, die sich vielleicht widerstandslos todtschlagen, vielleicht aber auch von der Verzweiflung hinreißen lassen wird ihrem Gegner ins Gesicht zu springen und ihm mit scharfen Krallen die Haut zu zerreißen.

Die Malerin mochte unter dem Eindruck mächtiger Ueberraschung seine Anwesenheit vergessen haben, die Augen des stattlichen Herrn aber, dem sie so be-

reitwillig erlaubte, ihre Lippen zu küssen, hatten die dürftige Gestalt rasch genug erspäht.

„Ah, ich bitte um Entschuldigung," sagte er, ohne sie freizugeben, „du hast einen Besuch."

Mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit hob Marie das Köpfchen.

„Es ist mein Nachbar, Herr Joseph Hudetz — Journalist, wenn ich nicht irre! Gestatten Sie mir, lieber Herr Hudetz, Sie mit meinem Bruder Wolfgang bekannt zu machen!"

Der Letztere neigte artig das Haupt, und auch Hudetz bewegte die Schultern in einer Weise, die wohl eine Verbeugung darstellen sollte. Aber seine Augen blieben nichtsdestoweniger unverwandt auf die Thür gerichtet, und als die beiden Anderen nun weiter in das Zimmer hereintraten, schob er sich hastig dem Ausgange zu.

„Sie werden verzeihen — ich kann — ich darf — ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen!"

Mit lautlosen Schritten war er hinaus gehuscht wie ein Schatten. In lebhaftem Erstaunen blickte ihm Wolfgang von Brenckendorf nach.

„Ein sonderbarer Geselle, dein Herr Nachbar von der Presse, liebe Marie! Geschieht es etwa um der wohlwollenden Recensionen willen, daß du solche Gesellschaft duldest?"

„Ach nein,“ lachte sie in unbefangener Heiterkeit, „und wenn du nur fünf Minuten früher gekommen wärest, hättest du eine Kritik aus seinem Munde vernehmen können, die allerdings wohlwollend, aber gewiß nichts weniger als schmeichelhaft für mich war.“

„So? — Und nun hat ihn das böse Gewissen in die Flucht getrieben? Er sah ja aus, als säßen ihm alle Furien der Unterwelt auf den Fersen.“

„Eine anscheinend unüberwindliche Schüchternheit! Ich bemerke sie kaum noch; denn trotz der Kürze unserer Bekanntschaft habe ich mich an seine Sonderbarkeiten fast gewöhnt.“

„Hum, — und wie, wenn ich fragen darf, bist du überhaupt zu dieser Bekanntschaft gekommen?“

„Dadurch, daß Hubetz mir einen Ritterdienst erwies, der mich ihm aufrichtig verpflichtete.“

„Einen Ritterdienst — der? Das ist drollig!“

„Es hätte sogar leicht genug sehr tragisch werden können. Um mir meinen entflohenen Dompfaffen wieder zu bringen, den die Krähen schon halb umgebracht hatten, kletterte Hubetz aus dem Fenster seines Zimmers auf das Dach hinaus. Ich kann mich noch jetzt dieser fürchterlichen Augenblicke nicht ohne Herzklopfen erinnern. Eine unglückliche Bewegung oder ein Nachgeben der morschen Regenrinne, gegen welche er sich stemmte, hätten ihn unfehlbar in die schreckliche

Tiefe stürzen lassen. War es darnach nicht meine Pflicht, den armen, verlassenen Menschen mit einiger Freundlichkeit zu behandeln?"

„Und ihn damit vollends um sein bischen Verstand zu bringen! Begreifst du in deiner Unschuld wirklich nicht, Schwesterchen, was es bedeutet, wenn ein Wesen männlichen Geschlechts um des Dompfaffen einer — verzeih mir die Offenheit! — hübschen jungen Dame willen auf Dächern mit morschen Regenrinnen sein kostbares Leben riskirt!"

Marie hatte ihn erst mit naiver Verwunderung angesehen; dann lachte sie aber fröhlich auf.

„Du glaubst also wahrhaftig —? — Nun, das ist eine Vermuthung, auf die ich freilich niemals gekommen wäre. Und du thust ihm bitteres Unrecht! Er war erst an dem nämlichen Tage eingezogen und hatte mich sicherlich kaum gesehen. Als er mir meinen zitternden und halb gerupften Hansel wiederbrachte, sagte er nicht etwa: „Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, mein Fräulein, für Sie den Hals zu brechen," sondern er flüsterte nur wie geistesabwesend, ohne mich anzusehen: „Sie wollten ihn zerhacken, weil er aus einem Gefängniß kam, — lassen Sie ihn nicht wieder hinaus, ich bitte Sie darum, seine Freiheit wäre nichts als ein langsames, qualvolles Sterben!" Dann war er fort, noch ehe ich ihm danken konnte,

und er hätte gewiß niemals daran gedacht, sich mir aufzudrängen, wenn ich ihn nicht durch längeres Zureden vermocht hätte, auf ein Viertelstündchen bei mir einzutreten."

„Eine sehr rührende Geschichte! — Und das ist Alles, was du von ihm weißt?"

„Für einen so oberflächlichen Verkehr wie den unsrigen ist es doch wohl genug. Aber wie komisch ist das! Wir sprechen hier zehn Minuten lang so angelegentlich von einem wildfremden Menschen, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, daß du hier sitzest und als gäbe es garnichts Näherliegendes, davon wir uns zu unterhalten hätten."

„Und doch komme ich einige hundert Meilen weit her, um nach fünfjähriger Trennung mein Schwesterchen zu umarmen," ergänzte er heiter. „Nun, also, das Nächstliegende ist doch wohl, daß ich dir auf Ehre und Gewissen versichere, du habest dich in diesen fünf Jahren viel prächtiger herausgemacht, als ich's dem mageren Backfischchen zugetraut hätte. Bist du zufrieden?"

„Von dem eignen Bruder kann man sich's ja am Ende gefallen lassen."

„Natürlich erwarte ich, daß du mir das Compliment zurückgiebst. Ist mir die amerikanische Luft nicht recht gut bekommen?"

Sie gab sich neckend den Anschein, als ob sie ihn erst jetzt betrachte, und doch leuchtete ihr der freudige Stolz auf des Bruders schöne, männlich kraftvolle Erscheinung schon seit dem Moment der ersten Begrüßung aus den Augen.

„Nun ja, man muß sich nicht gerade schämen!“ meinte sie, ihm einen leichten Schlag auf die Wange versetzend. „Du hättest auch in einem schlimmeren Zustande wiederkommen können.“

„Auf zerrissenen Schuhen etwa, mit einem ungeheuren Knotenstock und einer rothen Nase! Ehrlich gesprochen, Schwesterchen: hast du nicht manchmal im Stillen gefürchtet, daß sich eines Tages etwas derartiges ereignen könne?“

„O nein, deine Briefe ließen mir ja keinen Zweifel darüber, daß du dich in vortrefflichen Verhältnissen befändest.“

Sie hatte diese Worte etwas zögernd und nicht mehr mit jener übermüthigen Heiterkeit gesprochen, von welcher bis dahin ihr Geplauder erfüllt gewesen war. Wolfgang aber bemerkte es nicht, oder er gab sich doch den Anschein es nicht zu bemerken.

„Ja, meine Briefe!“ meinte er, seine elegante Gestalt behaglich in den Stuhl zurücklehnend. „Es ist doch ein eigen Ding um solche Correspondenz aus weiter Ferne! Wenn ich mir den Inhalt der kurzen

Episteln ins Gedächtniß zurückrufe, mit denen mich das gnädige Fräulein in nur zu langen Zwischenräumen beehrte, so müßte ich eigentlich zugleich erstaunt und zerknirscht sein über den freundlichen Empfang, der mir verirrtem und verlorenem Schäflein aus der edlen Brenckendorf'schen Heerde hier zu Theil geworden ist."

„Ich hoffe, du hast niemals im Ernst an meiner schwesterlichen Liebe gezweifelt, Wolfgang!"

„Im Gegentheil! Ich hielt mich immer überzeugt, daß alle die unangenehmen Dinge, die du mir zu sagen oder vielmehr zu schreiben geruhtest, nur ein rührender Ausfluß eben dieser treuen schwesterlichen Liebe seien. Und da du mich unter anderem damit straftest, daß du mir trotz wiederholter Bitten nie dein Conterfei sandtest, so hatte ich mir nach diesen reizenden Briefchen sogar zwei allerliebste Bilder von dir entworfen; eines, das dem Original zum Glück sehr ähnlich war —"

„Wie sah es denn aus?" fragte sie rasch. „Ich habe doch wohl ein Recht darauf, es zu erfahren?"

„Gewiß! Obwohl es nicht leicht ist, solche Phantasiegebilde recht anschaulich zu beschreiben. Erinnerst du dich unseres trefflichen, hochverehrten Fräulein Kunzemüller?"

„Der alten Gouvernante mit der Hornbrille und dem Vogelgesicht?“ fragte sie in drolligem Entsetzen. „Der schrecklichen, trockenen Person, von der du immer behauptetest, Alles an ihr sei von Leder, die Seele mit einbegriffen? Mit der also hatte ich Aehnlichkeit in deiner Einbildung? O pfui! — Nun fange ich wirklich selber an, den freundlichen Empfang zu bereuen!“

„Das war ja nur das eine Bild, mein Liebling! — Und ich war natürlich galant genug, mir die Hornbrille ebenso hinweg zu denken, wie das Vogelgesicht.“

„Sehr freundlich! — Und das andere, das ja wohl das ähnliche war?“

„Sprechend ähnlich sogar! — Nun, das andere war das Bild eines lieben, rosigen Geschöpfchens, dem die Unschuld und die Unerfahrenheit hell aus den Augen guckten, eines holdseligen kleinen Mädchens, das in seiner Herzensgüte und Herzenseinfalt von dem rauhen, unerbittlichen Ernst des Lebens nur gerade so viel wußte, als man gemeinhin mit neunzehn Jahren davon erfahren hat.“

Marie legte ihm die Hand auf den Mund.

„Genug, du Spötter! Glaubst du denn, daß ich trotz der haarsträubenden Schmeichelei die Bosheit nicht verstände? Also nach meinen Briefen war ich

in deinen Augen entweder eine vertrocknete Gouvernante mit einer ledernen Seele oder ein Gänschen, das vom Leben nicht mehr weiß, als der Blinde von der Farbe! — Und daß ich mich schon seit zwei Jahren mutterseelenallein mit diesem unerbittlichen Leben herumschlage, — daß ich mich, wie ich denke, dabei ganz tapfer gehalten habe, obwohl es mir durch meine Erziehung sicherlich nicht leichter gemacht worden ist als dir — das kam dem hochmüthigen Herrn der Schöpfung natürlich nicht in den Sinn!"

„O doch, meine wackere kleine Marie, und es erfüllte mich sogar jederzeit mit unbedingter Hochachtung und Bewunderung. Aber ich meine, wir müßten einen kleinen Unterschied machen zwischen deinem Kampfe ums Dasein und dem meinigen. Für ein mittelloses Mädchen bedeutet es ja unter den bestehenden Verhältnissen gewiß einen sehr achtungswerthen Erfolg, wenn es sein Leben zu fristen vermag, ohne dafür Freiheit oder Selbstständigkeit bis auf den letzten Rest daran geben zu müssen. Ein Mann aber, der es zu nichts Besserem brächte, hätte doch wohl wenig Ursache, sich seiner Kraft zu rühmen. Und ich hätte die Heimath nicht erst zu verlassen brauchen, wenn es nicht mit dem festen Entschluß geschehen wäre, es zu etwas Besserem zu bringen. Es war noch recht viel Ballast in meinem Lebensschifflein, als ich

damals halb freiwillig und halb gezwungen aus dem Elternhause absegelte: einige Kisten voll jugendlichen Leichtsinns und voll höchst unklarer und unfruchtbarer idealistischer Schwärmereien, vor Allem aber ein gewaltiger Sack voll verrotteter Anschauungen und überlebter Vorurtheile, deren schätzenswerthen Besitz ich meiner Erziehung im Elternhause, dem studentischen Corpsleben und meinen beiden Lieutenantsjahren zu danken hatte. Aber der Wind blies mir scharf entgegen, die Wellen drohten über Bord zu schlagen und ich sah bald, daß mein Schifflein gefährlich überladen war. So wanderte denn der Ballast nach und nach ins Meer, — der Sack mit den Vorurtheilen zuerst, dann der göttliche Leichtsinn und zuletzt — weil ich mich von ihnen am schwersten zu trennen vermochte — all' meine schönen idealistischen Schwärmereien! Ich lernte erkennen, daß es purer Unsinn sei, mit den Spatzen um die Wette fliegen zu wollen, so lange man bis zu den Knieen im Sumpfe steckt. Und statt des alten Brenckendorf'schen Wahrspruchs: „Demüthig und muthig" wählte ich mir die Parole „Fleißig und beharrlich." Sie klingt vielleicht nicht ganz so feudal, aber ich bin doch weiter damit gelangt, als ich mit der Demuth und dem Muthe gekommen wäre. Reichthum und Unabhängigkeit, das sind meine Ziele; sie gefallen dir nicht recht, wie du mir wiederholt

mit edler Entrüstung geschrieben hast, aber du darfst mir getrost glauben, daß alle anderen begehrenswerthen Dinge an der nämlichen Straße liegen!"

„Und um reich und unabhängig zu werden, mußtest du nothwendig das Metier eines — eines Zahnarztes ergreifen?"

„Nicht gerade nothwendig, denn die Gastwirths-karrière ist unter Umständen auch nicht übel. Und Leute, die in Schweineschmalz speculirt oder alte Kleider zu Shoddy verarbeitet haben, sind bekanntlich schon zu großem Vermögen gelangt. Aber für jede dieser aussichtsreichen Laufbahnen fehlten mir die geeigneten Vorkenntnisse. Ich war zu alt und zu steif, um einen brauchbaren Kellnerburschen abzugeben, welche Stufe man unbedingt passiren muß, um ein steinreicher Hotelier zu werden, — und ich fürchte, daß ich trotz des redlichen Bemühens niemals sachverständig genug in Bezug auf — Schweineschmalz oder alte Kleider geworden wäre. Von meinen fünf Bonner Semestern her aber wußte ich ganz gut einen Backenzahn von einem Schneidezahn zu unterscheiden und auch sonst war da noch dies oder jenes haften geblieben, das mir einen Theil meiner zahnärztlichen Lehrzeit ersparen konnte. So entschied ich mich denn für diesen ebenso nützlichen als ehrenwerthen Beruf, eingedenk der treff-lichen Wahrheit: „Time is money!"

„Es ist schrecklich, dergleichen anhören zu müssen, und noch schrecklicher, nicht einmal böse werden zu können, wenn man dich so leibhaftig vor sich sieht, Reden wir denn nicht mehr davon — wenigstens heute nicht mehr! Wie lange gedenkst du dich hier aufzuhalten?"

„So lange es Gott gefällt, mein Liebling! Eine von den alten Jugendschwärmereien ist nämlich doch an mir haften geblieben: die Liebe für mein deutsches Vaterland! — Und ich denke, es wird auch hier genug hohle Zähne geben, um meine Kunst zu Ehren kommen zu lassen."

Marie schien in allem Ernst ein wenig erschrocken.

„Wie? Du denkst daran, dich dauernd hier niederzulassen? — Du willst in Berlin prakticiren."

„Gewiß! Würdest du dich etwa schämen, vor aller Welt bekennen zu müssen, daß dein leiblicher Bruder Zähne plombirt und falsche Gebisse fertigt?"

„Ich — o nein! Aber was würde der Papa sagen, Wolfgang, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, das zu erleben?"

Das frische, heitere Gesicht des jungen Mannes wurde ein wenig ernster.

„Es ist möglich, daß er es für einen unauslöschlichen Schandfleck auf dem Brenckendorf'schen Ehrenschilde hielte. Aber er ist todt, Marie, und mein Ge-

wissen spricht mich von dem Vorwurf der Pietätlosigkeit vollständig frei. Wenn unser trefflicher Vater aus irgend einer besseren Welt auf uns herab zu schauen vermag, so hat er in dieser besseren Welt auch sicherlich längst einsehen gelernt, daß ein adliger Zahnarzt hundertmal ehrenwerther ist als ein adliger Faullenzer und Tagedieb. Er wird sich nicht im Grabe umdrehen, dessen bin ich gewiß!"

Sie antwortete ihm nicht, und es gab ein kleines, drückendes Schweigen, bis er in seinem früheren, leichteren Tone fortfuhr:

„So viel von mir! Nun möchte ich endlich von deinen Erfolgen hören! Du hast also dein Talent entdeckt und bist unter die Künstler gegangen?"

„Das heißt, ich übermale dreißigmal hintereinander dieselbe Photographie, auf welcher der Trompeter von Säkkingen sein weinerliches „Behüt dich Gott" über den Rhein hinüber bläst, und ich schmücke Ballfächer mit Amoretten, von denen mir mein aufrichtiger Freund soeben sagte, daß sie affektirte Stellungen und unmögliche Glieder haben."

„Neben Angelika Kauffmann also wirst du deinen Platz am Ruhmeshimmel nicht erhalten? — Schade! Es wäre doch so etwas wie ein Ausgleich mit meiner Unwürdigkeit gewesen. — Und du fühlst

dich vollkommen glücklich bei deinem Trompeter und deinen Amoretten?"

Marie sah zur Decke des Zimmers empor und faltete die Hände im Schoße.

„Glücklich?" wiederholte sie ohne Sentimentalität. „Nun, wenn ich acht oder zehn Jahre älter geworden bin, werde ich dabei wahrscheinlich vollkommen glücklich sein."

„Eine diplomatische Antwort und doch einigermaßen deutlich. Du würdest also deine künstlerische Thätigkeit ohne viel Herzweh mit einer anderen Lebensstellung vertauschen?"

„Wenn sie mir zusagt und mir meine persönliche Freiheit erhält — gewiß!"

„Zum Beispiel mit der Stellung einer Repräsentantin in meinem Atelier und in meinem Hause, denen ich natürlich einen entsprechend vornehmen Zuschnitt geben würde?"

„Nein, Wolfgang! — Ich erkenne die Großmuth deiner Absicht und ich bin dir herzlich dankbar dafür. Aber es wäre zwecklos, weiter davon zu reden."

Er zeigte sich durchaus nicht verletzt und ein gutmüthiges Lächeln zuckte um seine blondbärtigen Lippen.

„Nun ja, ich hätte mir's denken können! Und vielleicht hast du Recht! Eines schickt sich nicht für

Alle! Du bist wohl eher für wirkliche Vornehmheit geschaffen als für die Frisirstuben-Eleganz, die ein Zahnarzt doch im glücklichsten Falle entfalten kann. Und, Hand auf's Herz, Mariechen! — Hast du dich hier in dem glänzenden, verführerischen Berlin nie nach dem Leben in der großen Welt gesehnt, für das man dich nun doch einmal erzogen hat? Hast du dich nie in den Fond einer bequemen Equipage gewünscht? Und hat es dir nie in den Füßchen gezuckt, wenn irgendwoher die Klänge eines Strauß'schen Walzers zu dir drangen?"

Sie hob die gefalteten Hände zum Herzen empor und sah ihm mit leuchtenden Augen in das lächelnde Gesicht.

„Ach ja!" sagte sie mit reizender Natürlichkeit. „Recht herzinnig habe ich mich oft darnach gesehnt, — und namentlich an den unendlich langen, einsamen Winterabenden gab es oft Stunden, in denen ich mich wirklich ein bischen unglücklich fühlte, weil es mir für immer versagt bleiben sollte. — Aber — wie du siehst, — ich bin nicht daran gestorben!"

Wolfgang blickte auf seine Uhr und stand auf.

„Es stirbt sich, Gott sei Dank, nicht so leicht", meinte er, „und wir Brenckendorf's zumal sind weder aus dem Geschlechte der Toggenburger noch vom Stamme der Asra. — Aber nun ist's genug für heute! Mein

Gepäck liegt noch auf dem Bahnhofe; denn ich bin direkt aus dem Zuge zu dir geeilt! Ich werde im Continental-Hotel absteigen und wage zu hoffen, daß du morgen mit mir diniren wirst!"

„Deiner Rückkehr zu Ehren — mit Vergnügen! Du holst mich doch ab?"

„Selbstverständlich! — Um drei Uhr, wenn es dir genehm ist! — Doch — eine beiläufige Frage noch! Unterhältst du gar keine Beziehungen zu unseren hiesigen Verwandten? Ich vermied es absichtlich, mich in meinen Briefen zu erkundigen."

„Du meinst den General Brenckendorf, unseren sogenannten Onkel?"

„Er ist Papa's leiblicher Vetter, — warum sollte man ihn da nicht so nennen?"

„Nun ja, Onkel oder nicht, ich habe ihn nie gesehen, ihn so wenig als die Vettern oder die Cousine, deren Besuch in unserem Elternhause mir ewig die schwärzeste Erinnerung aus der Kinderzeit bleiben wird."

„Du trägst ihnen den kindlichen Groll doch nicht etwa heute noch nach?"

„Gott bewahre! Ich zweifle keinen Augenblick, daß Vetter Lothar im Verkehr mit jungen Damen heute viel artiger ist als damals, wo er vom Morgen bis zum Abend meinen Lehrmeister spielen wollte, und ich hoffe auch, daß sich Cousine Cilly inzwischen das

Kratzen abgewöhnt haben wird. Aber was hilft mir diese Versöhnlichkeit! Lothar und Cilly kümmern sich um mich ebenso wenig als ihr Bruder Engelbert, in den ich, wie ich glaube, damals mit meinem siebenjährigen Herzen sterblich verliebt war."

„Sie bekümmern sich nicht um dich — das heißt, man könnte wohl auch mit gutem Recht das Umgekehrte sagen. Hast du ihnen denn jemals einen Beweis deines Daseins gegeben?"

„Wie hätte ich dazu kommen sollen? Wußten die Brenckendorfs etwa nicht, daß ich elternlos geworden war?"

„Allerdings; aber sie glauben dich vielleicht noch heute unter der väterlichen Obhut des würdigen Stadtrath Schreiner in der Heimath."

„Mag sein! — Jedenfalls war es ihre Sache, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen; denn ich bin arm und sie sind reich; hatte ich nicht Recht, Wolfgang?"

„Wenn du es sogar verschmähen konntest, meine brüderliche Unterstützung anzunehmen — gewiß! Von einem anderen Standpunkt aus, und namentlich im Hinblick auf das Brenckendorf'sche „demüthig und muthig", ließe sich allerdings vielleicht auch widersprechen! Aber es fällt mir nicht ein, in der Stunde unseres ersten Wiedersehens dergleichen zu thun, — umsoweniger, als es nun wirklich die höchste Zeit ist, daß ich

gehe! — Gute Nacht, mein stolzes Schwesterchen — gute Nacht!"

Sie küßten sich herzlich und mit glückstrahlendem Antlitz geleitete Marie den Bruder bis zur Thür. Als Wolfgang draußen auf dem halb dunkeln Gange ein paar Schritte gethan hatte, huschte ihm eine kleine, schattenhafte Frauengestalt — dieselbe, die ihm vorhin auf sein Klingeln geöffnet hatte, — über den Weg. Es schien fast, als habe sie sich in irgend einem Winkel verborgen gehalten, um die Beendigung seines Besuches bei Fräulein von Brenckendorf abzuwarten.

„Guten Abend, Madame!" sagte Wolfgang, vor ihr stehen bleibend, „darf ich fragen, ob Sie die Vermietherin dieser Zimmer sind?"

„Ich habe die Ehre!" klang es von einer hohen, dünnen Stimme etwas spitz zurück. „Aber nicht Madame, sondern Fräulein, wenn ich bitten darf — Fräulein Engelhardt!"

„Pardon!" erwiderte er mit einem Anflug von treuherzigem Humor. „Es ist hier so finster, daß Sie den Irrthum vielleicht entschuldbar finden werden. Also, mein verehrtes Fräulein Engelhardt, wenn Sie die Vermietherin dieser comfortablen Zimmer sind, so interessirt es Sie vielleicht, zu erfahren, daß ich nicht etwa ein Freund oder Verehrer, sondern der leibliche Bruder des Fräulein Marie von Brenckendorf bin.

Sie werden, wie ich hoffe, unter diesen Umständen in meinem späten Besuch nicht länger etwas Bedenkliches erblicken."

Fräulein Engelhardt war ein wenig beschämt. Dieser elegante Herr hatte also mit einem einzigen Blick durchschaut, daß es ihre Absicht gewesen war, zu horchen und zu spioniren. Und sie verbesserte ihre Situation nicht, indem sie sich in merklicher Verwirrung zu entschuldigen versuchte.

„Sie werden begreifen, mein Herr, daß ein allein stehendes Mädchen, welches wie ich darauf angewiesen ist, sein Brod durch Zimmervermiethen zu erwerben, mit besonderer Strenge auf die Bewahrung von Anstand und Sitte halten muß, und keine zweifelhaften Elemente unter ihrem Dache dulden darf!"

„Gewiß!" versetzte er mit Nachdruck. „Und eben weil ich dies vollkommen begreife, möchte ich Ihnen rathen, dem Herrn Hudetz so bald als möglich das Quartier zu kündigen. Oder zählt dieser Herr nicht zu Ihren Miethern?"

„Freilich! Seit vierzehn Tagen! — Aber wie Sie mich erschrecken! — Hat es denn etwas mit ihm auf sich?"

„Ich kenne ihn nicht besser, als man Jemanden in etwa dreißig Sekunden kennen lernen kann; aber er sieht aus, als könnten diejenigen, welche sich mit

ihm zu schaffen machen, recht unerfreuliche Ueberrasch-
ungen erleben."

„Ach, du lieber Himmel! — Vielleicht ist er gar ein Mörder! Und ich habe ihn noch nicht einmal bei der Revierpolizei angemeldet!"

„Nun, für einen Mörder halte ich ihn gerade nicht! Aber die vorgeschriebene Meldung sollten Sie trotzdem in Ihrem eigenen Interesse nicht unterlassen!"

„Er wußte mich ja immer daran zu verhindern. Seit vierzehn Tagen erwartet er stündlich das Eintreffen seiner Legitimations-Papiere."

„Aber diese Papiere werden niemals ankommen, verlassen Sie sich darauf! Uebrigens ist es wohl eine Unbescheidenheit, daß ich mich in diese Dinge mische."

„O nein! Ich bin Ihnen im Gegentheil dankbar dafür! Und Sie haben ja gewissermaßen auch ein Interesse daran; denn das gnädige Fräulein Schwester hat ja so zu sagen mit dem verdächtigen Menschen förmlich Freundschaft geschlossen. Vorgestern Abend war er nicht weniger als eine Stunde und vierzig Minuten in ihrem Zimmer. Mein Gott, wenn er nicht gar so jämmerlich aussähe, hätte man wahrhaftig glauben können — —; aber das ist natürlich Unsinn — Sie werden mich nicht mißverstehen! — Und wenn nicht bis spätestens übermorgen die Legitimationspapiere dieses Herrn Hudetz eingetroffen sind, so muß er hinaus, das

ist keine Frage! Ich dulde nichts Zweifelhaftes unter meinem Dache!"

Wolfgang verabschiedete sich und stieg die drei steilen Treppen hinab, um unten die erste Droschke anzurufen, deren er habhaft werden konnte. Die Persönlichkeit des angeblichen Journalisten mußte seine Gedanken noch immer lebhaft beschäftigen; denn während das Gefährt über den Asphalt der Friedrichstraße rollte, sagte er vor sich hin:

„Vielleicht thue ich dem Burschen Unrecht, — nun, dann ist ja der Schaden für ihn nicht so groß, und von ihrem Lebenswege muß er jedenfalls entfernt werden. Ueberdies möchte ich darauf schwören, daß ich ihn richtig beurtheile. So verängstigte und verhetzte Augen macht man wahrhaftig nicht aus bloßer Schüchternheit!"

Vor das Gartengitter einer zweistöckigen Villa in der Victoria-Straße rollte eine offene Droschke erster Klasse und ein reckenhaft gebauter junger Dragoner-Offizier sprang säbelklirrend auf das Pflaster.

„Volle einundzwanzig Minuten", sagte er, sein hübsches, von Luft und Sonne gebräuntes Gesicht mit dem fast überlangen blonden Schnurrbart dem Kutscher

zuwendend. „Es ist ein Skandal! Ihr spathlahmer Gaul da hätte doch wahrhaftig längst verdient, in ein besseres Jenseits oder in den Wurstkessel einzugehen!“

Trotz dieser Entrüstung mußte der junge Krieger das Fahrgeld nicht eben kärglich bemessen haben; denn das rothe Gesicht des Droschkenkutschers verzog sich zu einem breiten Grinsen und er lüftete höflich seinen lackirten Hut.

„Danke ooch scheen, Herr Leitnant! — Aber keen Spath is det nich bei meine olle Liese. Sie hat bloß manchmal en bisken Rheimatismus, wenn det Wetter umschlagen duht.“

Der Dragoner lachte und ging raschen Schrittes in das Haus, dessen Thür bereits von der Portierloge aus geöffnet worden war. Ein Diener in einfacher Livrée und von militärischer Haltung war ihm behilflich, Mantel und Säbel abzulegen.

„Herrschaften schon beim Frühstück?“ fragte er, vor dem Spiegel sein wohl frisirtes Haar mit einem Taschenbürstchen bearbeitend.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant — seit zehn Minuten!“

„Natürlich! — Mußte ich auch an diese unglückselige Rosinante mit dem Rheumatismus gerathen! — Na, ich kann's nicht ändern. En avant!“

Er ging durch mehrere mit großer Eleganz ausgestattete Gemächer und schlug mit energischer Armbe-

wegung die Portiere zurück, welche vor der Thüröffnung des Speisezimmers hing.

„Ich melde mich zur Stelle, Herr General! — Und ich wünsche meinen theuren Angehörigen einen guten Morgen! — Ach, welch ein herzerfreuender Anblick!"

Es blieb zweifelhaft, ob die letzten Worte sich auf den mit allerlei ausgesuchten Delikatessen besetzten Frühstückstisch inmitten des hohen, holzgetäfelten Gemaches bezogen, oder ob sie den vier Personen galten, welche sich um diesen Tisch gruppirt hatten. Die zierliche junge Dame mit dem dunklen à la Titus frisirten Köpfchen und den großen, lebensprühenden Augen, welche der Thür gegenüber neben der wohlbeleibten und etwas phlegmatisch dreinschauenden Generalin saß, mußte wohl das letztere annehmen, denn sie rief dem Eintretenden fröhlich zu:

„Im Namen der Uebrigen danke ich dir für das Kompliment! Aber du hättest dir diese Herzensfreude recht gut schon eine halbe Stunde früher verschaffen können."

„Wir glaubten in der That, du würdest die Küche des Herrn Uhl wieder einmal der unsrigen vorziehen," sagte der General, eine trotz des grauen Schnurrbarts und des beinahe weißen Haupthaars noch immer jugendlich schlanke und straffe Männergestalt. „Ich habe Cilly im Verdacht, daß diese Schildkrötenbouillon nur dir zu Liebe gebraut wurde, und dir zu Liebe haben wir sie

nun auch trinken müssen, als sie dem Gefrierpunkt bereits sehr bedenklich nahe war."

„Ich hoffe, die Zerknirschung ist mir deutlicher auf's Gesicht geschrieben, als ich sie in Worte zu fassen vermöchte," versetzte der Dragoner, indem er eine drollige Grimasse schnitt und sich auf den leeren Stuhl an der Seite seiner Schwester Cilly setzte. „Guten Morgen, Lothar! — Eine dienstliche Abhaltung natürlich! — Aber an meinem Kommen hättet Ihr nicht zweifeln dürfen! Ich hatte es ja versprochen, und was ich verspreche — "

„Pflege ich nur mitunter zu vergessen!" fiel Cilly ein, mit spitzem Mündchen an ihrem Madeiraglase nippend. „Hast du dein schreckliches Benehmen vom vorgestrigen Charlottenburger Rennen schon wieder abgebüßt, daß du es wagst, dich in meiner Gegenwart auf die Verläßlichkeit deiner Versprechungen zu berufen?"

„Mein schreckliches Benehmen?" fragte er mit erheuchelter Verwunderung. „Ich weiß in der That nicht —. Mein Gewissen ist rein und fleckenlos wie dein Elfenbein-Teint, theuerste Cilly!"

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Arm.

„So will ich es zu deiner Strafe hier öffentlich erzählen! Weil ich auf der Tribüne nicht eine einzige mir bekannte Dame in meiner Nähe sah, hatte er mir feierlich geloben müssen, nicht einen Augenblick von

meiner Seite zu weichen. Eine Viertelstunde lang hielt er es aus, obwohl ich nie in meinem Leben einen zerstreuteren Gesellschafter gehabt habe. Dann erbettelte er sich einen Urlaub von fünf Minuten, und ich war gutmüthig genug, ihn zu gewähren. Genau dreiviertel Stunden später sah ich den Abtrünnigen zum ersten Mal wieder, und Ihr könnt Euch meine Entrüstung vorstellen, als er es nicht einmal für erforderlich hielt, sich zu entschuldigen. Giebt es einen parlamentarischen Ausdruck, Lothar, um solches Verhalten gebührend zu bezeichnen?"

Der Angeredete, welcher seinen Bruder beim Eintritt nur stumm begrüßt und seitdem unverwandt durch das breite Fenster auf die fast völlig entlaubten Baumwipfel des kleinen Gartens hinaus geschaut hatte, wandte sich etwas betroffen um. Er war dem heiteren Geplänkel der Beiden offenbar gar nicht gefolgt; aber der Dragonerlieutenant ersparte ihm das Eingeständniß dieser Unaufmerksamkeit.

„Du brauchst kein juristisches Gutachten, Cilly," sagte er, „denn ich bekenne reumüthig meine Schuld. Wenn es nicht auf der Stelle geschah, so hat das seine Ursache lediglich darin, daß ich dich in der allerbesten Gesellschaft fand und in einer Gemüthsstimmung, die mich unmöglich auf den Gedanken bringen konnte, du habest dich gelangweilt oder mich vermißt."

Das reizende Tituskopfchen neigte sich etwas tiefer auf den Teller hinab; aber der rosige Hauch, der plötzlich auf den zarten Wangen lag, konnte den anderen darum doch nicht ganz verborgen bleiben.

„Was für eine Gesellschaft war denn das, die dieser Taugenichts die allerbeste nennt?“ fragte der General.

„O, ich bin sicher, Papa, daß auch du sie nicht anders bezeichnen kannst. Es war Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg, der unserer Cilly nach allen Regeln der edlen Kunst den Hof machte.“

„Engelbert!“ mahnte die Generalin mit einem strafenden Blick, ohne jedoch ihre angenehme Beschäftigung mit dem zarten Bruststück eines Fasanenhahns zu unterbrechen.

Die scharfen Augen des Generals hatten der noch immer eifrig auf den Teller schauenden Tochter einen raschen, prüfenden Blick zugeworfen, dann sagte er in einem ziemlich gleichgültig klingenden Tone:

„Lamoral? Das ist der Jüngere, der bei den Garde-Kürassieren steht — nicht wahr?“

„Ja wohl, Papa! — Ein hübscher Junge, wenn es auch immerhin ganz gut ist, daß das Pulver schon vor seiner Geburt erfunden worden war.“

Cilly legte ihr silbernes Messer auf den Tellerrand, daß es klirrte.

„Ich weiß wirklich nicht, was du immer über

ihn zu spötteln hast, Engelbert! Denselben ausgezeichneten Witz machtest du schon auf unserer Heimfahrt vom Rennen. Bist du denn so sicher, daß du es erfunden haben würdest?"

„Bei Leibe nicht!" lachte der Dragoner. „Und wer mir künftig bezweifelt, daß Prinz Lamoral der geistreichste aller lebenden Kavaliere ist, den lasse ich ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen. Ist dir das genug?"

„Ach, du bist unausstehlich! — Weißt du denn wirklich von nichts Gescheidterem zu sprechen?"

„O ja! Zum Beispiel von etwas ganz Außerordentlichem, Phänomenalen, das ich gestern Abend im Wintergarten gesehen habe. Miß Viktoria, die Königin der Luft — ich sage dir, Cilly, eine Perle von einem Wei— von einer Equilibristin meine ich! Riesen-Doppel-Saltomortale durch den halben Saal und dabei höchstens siebzehn Jahre alt — mit lang nachwehendem, rothblonden Haar — ein fliegender Engel, wie er im Buche steht, nur mit etwas kürzeren Gewändern!"

„Engelbert!" mahnte Ihre Excellenz wieder, mit beiden Backen kauend, und auch der General runzelte ein wenig die Stirn. Cilly aber lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Wenn man das doch auch einmal sehen könnte!"

sagte sie, und ihr Busen hob sich zu einem allerliebsten kleinen Seufzer. „Ach, es ist schrecklich, unter wie verkehrten Anstandsbegriffen ein junges Mädchen heutzutage zu leiden hat. Weißt du, Engelbert: nächstens verschaffe ich mir einen Männeranzug, und dann gehen wir gemeinsam auf Abenteuer aus. Du mußt mich herumführen; eine ganze Nacht — oder wenigstens eine halbe!"

„Brillante Idee!" lachte der Lieutenant. „Fürchte nur, man würde dir überall den Eintritt verweigern; denn im allergünstigsten Fall könntest du doch für einen Sekundaner aus dem Cadettencorps passiren. Wenn Du etwas gewachsen sein wirst, können wir ja weiter über die Sache reden."

Der General warf seiner Gemahlin einen Blick zu, den sie verstand. Mit einem Aufseufzen, das vielleicht der Leichtfertigkeit der Jugend, vielleicht aber auch dem noch immer ganz ansehnlichen Rest der Fasanenbrust auf ihrem Teller galt, legte sie Messer und Gabel nieder und rückte ihren Stuhl. Die Frühstückstafel war aufgehoben; man wünschte sich gesegnete Mahlzeit und die drei Herren zündeten die von dem Diener präsentirten Cigarren an.

„Komm, Engelbert, ich will dir mein neues Pelzjäckchen zeigen", sagte Cilly, sich in den Arm des Bruders hängend. „Du hast es im Grunde nicht um

mich verdient; aber wir sind ja nun einmal das schwache Geschlecht und müssen uns Eure Brutalitäten geduldig gefallen lassen!"

Er gab ihr eine artige Antwort, und sie verließen das Zimmer, gefolgt von der Generalin, die im Bewußtsein ihrer hundertundneunzig Pfund etwas gewichtig und schwerfällig einherschritt.

Lothar von Brenckendorf stand mit ernster Miene am Fenster; der in seinem spätherbstlichen Gewande recht unfreundliche Garten schien noch immer seine besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Ueber seine Zeitung hinweg betrachtete der General vom Sopha her den wortkargen jungen Mann. Es war nicht mehr jenes behagliche, fast geschmeichelte Lächeln auf seinem Gesicht, mit welchem er vorhin den sporenklirrend eintretenden Engelbert begrüßt hatte. Und die Verschiedenheit der väterlichen Empfindungen erschien vielleicht nicht gar so unerklärlich angesichts des unter Brüdern immerhin merkwürdigen Gegensatzes in der äußeren Erscheinung der Beiden.

Lothar mochte um vier oder fünf Jahre älter sein als Engelbert, wenn schon man auf den ersten Blick den Unterschied wohl für bedeutender halten konnte. Er war von kaum mittelgroßer, etwas untersetzter Gestalt, von nachlässiger Haltung und langsamen, ziemlich eckigen Bewegungen. Sein dunkles Haar, das sich an

den Schläfen bereits ein wenig zu lichten begann, war schlicht nach hinten gekämmt, und der kurze Vollbart zeigte sich nicht sonderlich kleidsam für das scharf markirte, in den Backenknochen wesentlich zu breite Gesicht. Es ließ sich nicht leugnen, daß dies Gesicht ein ungleich klügeres Gepräge hatte als das des Dragonerlieutenants; aber es fehlten ihm die liebenswürdige Frische, die unwiderstehlich gewinnende Heiterkeit, welche jenes für Jedermann zu einem so sympathischen machten!

„Ich habe da noch eine Neuigkeit für dich, Lothar", sagte der General, indem er seine Zeitung mit etwas nervösen Bewegungen zusammenfaltete; jedenfalls hatte er bis dahin auf eine Anrede von Seiten seines Sohnes gewartet.

Der Andere wandte ihm sofort mit gebührender Artigkeit sein Antlitz zu.

„Eine Neuigkeit?" fragte er ohne besondere Ueberraschung. „Ich stehe zu Diensten."

„Bei der gestrigen Trauerfeierlichkeit für den verstorbenen Generallieutenant von Schlotberg traf ich mit dem Herrn Minister des Innern zusammen, und Seine Excellenz hatte die große Liebenswürdigkeit sich sogleich deiner zu erinnern. Dein Gesuch um Entlassung aus dem Verwaltungsdienst hatte ihm bereits vorgelegen, und er konnte nicht umhin, neben seinem freundlichen Bedauern auch seinem Befremden

lebhaften Ausdruck zu geben. Er meinte, du seiest doch wahrlich nicht berechtigt, dich über Zurücksetzung zu beklagen."

„Ich erinnere mich nicht, das jemals gethan zu haben, auch aus der Motivirung meines Gesuches dürfte eine solche Klage schwerlich heraus zu lesen sein."

„So sind die von dir angeführten Gründe dem Herrn Minister jedenfalls so wenig einleuchtend erschienen, daß er in ihnen nur leere Vorwände einer gekränkten Eitelkeit erblickte."

„Ich konnte mich da freilich aus naheliegenden Ursachen nicht ganz unumwunden aussprechen; aber das Ganze ist doch schließlich nur eine Form. Die bloße Kundgebung des Wunsches genügt ja stets, seine Erfüllung herbei zu führen."

Er sprach sehr ruhig und freundlich; aber ersichtlich ohne besonderes Interesse an der Sache. Der General räusperte sich und blies die Rauchwolken seiner Cigarre mit einer gewissen Heftigkeit in die Luft.

„Hum! — Wenn dies wirklich im Allgemeinen die Praxis ist", sagte er nach einer Weile, „so ist das Zögern des Ministers um so ehrenvoller und schmeichelhafter für dich. Und willst du wissen, was er mir sagte?"

„Wenn du es für mittheilenswerth hältst, lieber Vater — gewiß!"

„Er meinte, deine interimistische Verwaltung des Landrathsamtes zu Harthausen habe die unbedingte Anerkennung der vorgesetzten Behörden gefunden und sei in einem besonderen Falle, bei Gelegenheit des großen Arbeiterausstandes, sogar der Gegenstand eines überaus lobenden Berichtes des Oberpräsidenten an den Minister gewesen. Seine Excellenz rühmte deine gründlichen volkswirthschaftlichen Kenntnisse und deine wiederholt an den Tag gelegte Umsicht und Energie, die in solchem Maaße bei einem jungen Regierungs-Assessor immerhin sehr selten anzutreffen seien. Und er fügte hinzu, daß dir nach seinem Ermessen eine rasche und glänzende Carrière ziemlich sicher gewesen wäre.“

„Das ist allerdings mehr Freundlichkeit, als ich verdient zu haben glaube. Meine Aufgabe war eine im Grunde recht einfache, und seine Schuldigkeit hätte doch wohl auch jeder Andere auf meinem Platze gethan.“

„Mag sein! — Die Größe deines Verdienstes entzieht sich natürlich meiner Beurtheilung, und das Bedeutsame an der Sache ist ja auch nur, daß es dein höchster Vorgesetzter war, aus dessen Munde jene Anerkennung kam. Ich hätte am Ende glauben können, daß es ihm in seiner bekannten persönlichen Liebenswürdigkeit nur darum zu thun sei, mir etwas Angenehmes zu sagen; aber er lieferte mir den Be-

weis für die Ernsthaftigkeit seiner Worte damit, daß er hinzufügte, es bedürfe nur einer einfachen schriftlichen oder mündlichen Mittheilung, um ihn dein Entlassungsgesuch als überhaupt nicht vorhanden ansehen zu lassen. — Nun, was sagst du dazu, Lothar?"

„Ich sage, lieber Vater, daß der Minister in der That ein ausnehmend liebenswürdiger Herr sein muß."

„Und das ist Alles? — Wärest du etwa verblendet genug, den deutlichen Wink zu ignoriren, der dir von so hoher Stelle gegeben wird?"

„Es würde wahrlich sehr wenig von der Umsicht und Energie, die mir Seine Excellenz nachgerühmt hat, beweisen, wenn irgend ein freundlicher Wink im Stande wäre, einen nach reiflicher Ueberlegung und nicht ohne Kampf gefaßten Entschluß über den Haufen zu werfen. Ich bin dem Minister für seine gute Meinung gewiß von Herzen dankbar; aber ich sehe darin keinen Grund, meine Zukunftspläne zu ändern."

Der General warf seine halb gerauchte Cigarre mit einer ärgerlichen Handbewegung in die Aschenschale.

„Das ist ein Eigensinn, wie man ihn in der That nur von dir erwarten kann!" sagte er in ausbrechendem Unmuth. „Läßt sich eine größere Starrheit denken, als die, eine ehrenvolle und aussichtsreiche Laufbahn mit der denkbar ödesten und langweiligsten

zu vertauschen! — Und das ohne jeden halbwegs verständigen Grund!"

Lothar bewahrte sich unverändert seine freundliche Ruhe, die für den sichtlich erregten General allerdings etwas verletzend Ueberlegenes haben mochte.

„Unsere Ansichten über die Verständigkeit meiner Gründe gehen eben auseinander, lieber Vater! Du hältst für Eigensinn und Unvernunft, was mir als eine Forderung der Pflicht und als ein Gebot meiner Mannesehre erscheinen muß. Auch ich bin ja keineswegs blind für die lockenden Aussichten, die sich mir im Verwaltungsdienst aufthun können, und der Gedanke, vielleicht dereinst auf hohem Posten eine weitgreifende und nutzbringende Thätigkeit entfalten zu dürfen, hat gewiß sehr viel Verführerisches für mich. Aber der Lohn ist doch nicht glänzend genug, als daß ich ihn mit dem Opfer meiner Ueberzeugung, mit der Darangabe meiner persönlichen Willensfreiheit erkaufen möchte. Ich kann nicht das ausführende Werkzeug von Maaßnahmen sein, die ich nicht zu billigen vermag."

„Die Politik der gegenwärtigen Regierung hat nicht deinen Beifall, — ich weiß, ich weiß! Und es ist ja möglich, daß du gegen die Minister Seiner Majestät im Rechte bist! Ich kümmere mich nicht um die Politik und ich verstehe nichts davon. Aber glaubst du wirklich, daß ich während meiner langen Dienstzeit

mit den Anordnungen und Befehlen meiner militärischen Vorgesetzten ausnahmslos einverstanden gewesen wäre? Und begreifst du nicht, daß wir weder eine starke, tüchtige Armee noch eine regelrecht arbeitende Staatsmaschine haben könnten, wenn nicht das oberste Gesetz für den Einzelnen lautete: Manneszucht und Gehorsam bis zur Selbstverleugnung!"

„Eben weil ich es begreife und weil ich für diese willenlose Unterwerfung nicht geschaffen bin, tauge ich zum Verwaltungsbeamten so wenig als ich zum Soldaten taugen würde. Es mag sein, daß dies eine angeborene Schwerfälligkeit ist, aber ich kann mich nun einmal bei keiner meiner Handlungen, gleichviel ob sie eine dienstliche oder außerdienstliche sei, des Bewußtseins persönlicher Verantwortlichkeit entschlagen. Und wie sollte ich vor meinen Gewissen verantworten, was ich aus ehrlichster Ueberzeugung verurtheilen muß?"

Der General stand auf und machte ein paar Schritte über den Teppich.

„Ist denn ein Regierungs-Assessor oder ein Landrath heutzutage berufen, so überaus bedeutsame und folgenschwere Dinge zu verrichten, wie man nach deiner Darstellung beinahe glauben müßte? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln und ich meine, du könntest es immerhin noch eine Weile mit ansehen, ohne von dem

Gefühl deiner Verantwortlichkeit erdrückt zu werden. Nichts ist dauernd in der Welt und Regierungssysteme sind es gewiß am allerwenigsten! — Bis du es zum Oberpräsidenten oder auch nur bis zum Geheimen Regierungsrath gebracht hast, weht der Wind vielleicht längst aus einer ganz anderen Richtung. Ich für meine Person wünsche mir freilich nicht, das zu erleben; aber ich bin doch nicht so thöricht, es darum für weniger wahrscheinlich zu halten."

„Es ist mir unmöglich, eine solche Wendung abzuwarten, unmöglich schon deshalb, weil ich es für pflichtwidrig halten müßte. Die Regierung hat doch wohl ein Recht, zu erwarten, daß jedes ihrer Organe seine Pflicht nicht nur dem Buchstaben nach und mit innerem Widerstreben, sondern freudig und mit ganzem Herzen erfülle. Bei dieser oder jener Gelegenheit — wie bei dem Arbeiterausstande — vermochte ich das wohl zu thun, in anderen Fällen aber, und ich denke dabei besonders an die bevorstehenden Wahlen, würde ich dazu nicht mehr im Stande sein. Ich selber könnte vielleicht nicht einmal für den Kandidaten stimmen, dessen Wahl dem Minister am Herzen liegt. Glaubst du wirklich, Vater, daß er mein Verbleiben im Dienste noch länger wünschen würde, wenn er das wüßte?"

„Ich glaube nichts, als daß dies von allen

Dummheiten, welche du in deinem Leben gemacht hast, die größte ist! Und ich prophezeie dir, daß die Reue kommen wird, wenn es zu spät ist, das Geschehene ungeschehen zu machen. Sitzest du erst einmal als Amtsrichter mit grauen Haaren in Kempen oder in Landsberg an der Warthe, so wirst du nicht ohne bittere Wehmuth daran denken, daß du auf dem anderen Wege inzwischen vielleicht zum Regierungspräsidenten aufgestiegen wärest."

„Das fürchte ich nicht; denn das Bild, welches du mir da entrollst, hat durchaus nichts Schreckhaftes für mich. Von allen Ansprüchen, die ich an meine künftige Lebensstellung erhebe, ist der vornehmste der, daß sie mich niemals zwinge, mir selber untreu zu werden."

„Und bist du so sicher, davor in einem richterlichen Amte immer bewahrt zu bleiben? Hast du noch nie erfahren, daß es in einem Menschenleben auch andere Einflüsse giebt, die uns mit Ehre und Gewissen in Widerstreit bringen können, als dienstliche Vorgesetzte und Gehorsam heischende Instructionen?"

„Nein, Vater, an solche Einflüsse glaube ich nicht, oder ich bin doch wenigstens gewiß, ihnen niemals zu unterliegen."

„Nun, du seltenes Muster eines unbestechlichen und überzeugungsstarken Mannes, so gehe denn meinetwegen hin und thue, was dir beliebt. Ich kann

am Ende noch froh sein, wenn du dich nicht selber von der Opposition in den Reichstag wählen lässest, oder wenn mein Barbier nicht seine Prozesse durch einen Rechtsanwalt von Brenckendorf führen lassen kann."

Lothar wurde der Nothwendigkeit einer Erwiderung durch den eintretenden Diener enthoben, der dem General eine Visitenkarte überreichte.

„Aeh!" machte Seine Excellenz in einem augenscheinlich nicht sehr angenehmen Erstaunen, als er einen Blick auf den Namen geworfen, „Führen Sie den Herrn in die Bibliothek!"

Und als der Diener hinaus war, wandte er sich zu Lothar.

„Auch eine sehr hübsche Ueberraschung! — Wolfgang von Brenckendorf! Der Thunichtgut, den mein bedauernswerther Vetter vor fünf Jahren über Hals und Kopf nach Amerika spediren mußte, weil die Lieutenantsstreiche des jungen Herrn einen sehr bedenklichen Charakter anzunehmen begannen. Ich glaube, es hat den armen Obersten Mühe genug gekostet zu verhindern, daß sein Söhnchen nicht infam kassirt wurde!"

„So arg es ist doch wohl kaum gewesen, lieber Vater! Ich kenne Wolfgang aus den Knabenjahren, und ich habe dann an der Hochschule zu Bonn ein

halbes Jahr gemeinsam mit ihm verlebt. Er war etwas leichtsinnig, das will ich zugeben; aber sein Vater hatte ja durchaus gewünscht, daß er in ein nobles Corps eintrete und er machte da nur mit, was alle Anderen thaten."

„Freilich! Der Oberst war nun einmal vernarrt in dies wunderbare Genie von einem Sohne, und ich bin überzeugt, daß er sich's vom Munde abgespart hat, was jener zum Fenster hinauswarf. Doch ich kann nicht finden, daß das Verhalten des jungen Menschen dadurch entschuldbarer würde. Erst legte er sich auf die Medicin, weil der ärztliche Beruf der einzige wahrhaft menschenfreundliche sei und dann machte er nach vier oder fünf verbummelten Semestern eines Tages die großartige Entdeckung, daß die Pathologen gar nichts wüßten, daß ihre sogenannte Wissenschaft nur Pfuscherei und Humbug sei und unter dem Eindruck dieser Erkenntniß meldete er sich noch an dem nämlichen Tage als Avantageur bei einem Husaren-Regiment."

„Ich kann nicht beurtheilen, ob er sich da in einem Irrthum befand, aber ich vermag ihm jedenfalls nachzufühlen, was ihn zu solchem Schritt bestimmte."

„Natürlich", meinte der General spöttisch, „unsere letzte Unterhaltung hat mir ja gezeigt, daß ihr jungen Leute allein im Stande seid, über Wissenschaft und

Staatskunst abzuurtheilen, und daß die alten Politiker gut thäten, bei euch in die Schule zu gehen. Na, wir werden ja gleich sehen, wohin dein gesinnungsverwandter Freund auf diesem Wege schließlich gekommen ist. Ich bin in der That neugierig zu erfahren, für welchen Beruf er sich zuguterletzt entschieden hat."

Er schloß ein paar Knöpfe seines Uniformrocks, und ging mit den elastischen Schritten eines Jünglings in straffer Haltung aus dem Gemache. Schon seit meheren Minuten erwartete ihn der Besucher in dem mit wohlgefüllten Bücherschränken reichlich ausgestatteten geräumigen Bibliothekzimmer. Die elegante Erscheinung des jungen Mannes und die Sicherheit seiner Haltung bildeten sichtlich eine kleine Ueberraschung für den General; aber als ein Mann von guter Erziehung ließ er in seiner Begrüßung davon ebenso wenig merken als von der Verstimmung, die er noch soeben Lothar gegenüber an den Tag gelegt.

„Das ist wahrhaftig ein unerwarteter Besuch!" sagte er in einem Ton, der zwar ohne besondere Herzlichkeit, doch keineswegs kühl und unfreundlich war. „Sie werden mir glauben, lieber Wolfgang, daß er darum nicht weniger willkommen ist!"

Er hatte ihm die Hand geboten, sie jedoch nach flüchtiger Berührung sogleich wieder zurück gezogen. Auch war es unzweifelhaft nicht ohne besondere Ab-

sicht geschehen, daß er statt des verwandtschaftlichen „Du" das förmlichere „Sie" in der Anrede gewählt hatte. Wolfgang aber nahm an diesen kleinen Zeichen der Zurückhaltung augenscheinlich nicht den geringsten Anstoß. Seine Stimme klang heiter und unbefangen, als er erwiderte:

„Nach diesem freundlichen Empfang wäre es undankbar zu zweifeln, nnd ich freue mich von Herzen, lieber Onkel, Sie so jugendlich frisch und rüstig vor mir zu sehen. Vor neun oder zehn Jahren wurde mir dies Vergnügen zum letzten Mal zu Theil, und — abgesehen von den Generalsabzeichen — hat sich in Ihrer Erscheinung inzwischen kaum irgend etwas verändert."

Der General strich mit der Rechten durch das dichte weiße Haupthaar.

„Der Schnee des Alters ist auch auf meinen Scheitel gefallen", sagte er, „aber das ist nun einmal Menschenschicksal, und ich bemühe mich, es mit leidlichem Humor zu ertragen. Uebrigens bin ich sehr geneigt, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie während der letzten Jahre niemals von sich hören ließen. Es ist Ihnen drüben geglückt — wie es scheint."

„Ich bin zufrieden! — Mit zwei gesunden Armen und einem gesunden Verstande arbeitet man sich schließlich immer wieder an die Oberfläche. Es ist

gar nicht so schwer, wenn man's nur ernstlich versucht."

„Gewiß — gewiß!" bestätigte der General höflich. „Alle Wege führen nach Rom! Und Sie tragen nun begreiflicher Weise auch einmal Verlangen, die alte Heimath wiederzusehen?"

„Ich sehnte mich herzlich darnach! — Wir Deutsche lassen doch immer einen Theil unserer Seele im Vaterlande zurück."

„Sie werden uns während Ihres Verweilens in Berlin selbstverständlich recht oft besuchen, lieber Wolfgang! Auf wie lange haben Sie sich denn von der neuen Welt beurlaubt?"

„Auf immer, Onkel, wie ich hoffe! Seit ich vorgestern in Hamburg den Fuß zum ersten Mal wieder auf deutschen Boden gesetzt, fühle ich's mit jedem Athemzuge von Neuem: „Ubi patria, ibi bene!"

Der General räusperte sich und seine Haltung wurde um ein Geringes steifer als zuvor.

„Wer unabhängig genug ist, seinen Wohnsitz so ganz nach Belieben wählen zu können, der verdient wahrhaftig, daß man ihn beneidet!"

„Es ist natürlich ein Wagniß; aber ich hoffe, es wird gelingen! Ganz ohne Nutzen habe ich am Ende nicht zugesehen, wie meine amerikanischen Kollegen es anfangen, zu Praxis und Vermögen zu kommen."

„So haben sie sich also doch der ärztlichen Wissenschaft wieder zugewendet? — Ja, ja, on revient toujours und so weiter. Jeder von uns macht gelegentlich zu seiner Verwunderung an sich selber diese Erfahrung.“

„Na, wie man's nehmen will! Von einer alten Liebe war bei mir nicht gerade viel die Rede und praktische Erwägungen von ziemlich nüchterner Art waren es, die meine Wahl bestimmten. Auch trifft Ihre Vermuthung nur mit einer kleinen Einschränkung zu, lieber Onkel. Ich habe mir nämlich ein Specialgebiet ausgesucht, auf welchem die Schützlinge Aeskulaps weniger als auf allen anderen im Dunkeln tappen, das einzige, das uns gestattet, die Mängel der Natur, wenn nicht zu ersetzen, doch vollständig zu verdecken.“

„Und dies Gebiet? — Sie müssen einem Laien zu Gute halten, daß er solche Unterscheidungen nicht gleich versteht. Die Chirurgie vielleicht —?“

„Nein — die Zahnheilkunde!“

„Die Zahn—, ah, Sie spaßen, bester Wolfgang!“

„Gewiß nicht! Und ich habe mir eine ganz neue Art von Adhäsionsgebissen patentiren lassen, die, wie ich hoffe, der Menschheit mindestens ebenso viel Nutzen bringen werden als alle Schätze der Pharmakopöe.“

„Das ist — das ist wirklich überraschend! Ver-

muthlich wollen Sie sich nun an irgend einem kleineren Orte niederlassen, um Ihre Kunst zu üben?"

„Gott bewahre! Ich könnte nichts Dümmeres thun als das! Es ist mir ja nicht um eine kleine, bescheidene Existenz zu thun, sondern mein Ehrgeiz schweift in's Ungemessene, und nur hier in Berlin ist an seine Befriedigung zu denken. Der Anfang ist sehr verheißungsvoll, denn ich hatte das Glück, sogleich eine Wohnung zu finden, die sich vortrefflich für meine Zwecke eignet. Der Graf Wendenstein hat mir heute Morgen den ersten Stock seines Hauses Unter den Linden vermiethet. Fünfzehn nette Zimmer, und nach amerikanischen Begriffen lächerlich billig, denn er verlangt nur sechstausend Thaler für das Jahr."

Der General von Brenckendorf gab immer deutlichere Zeichen seiner Unruhe, die ihn ersichtlich kaum noch auf seinem Ledersessel duldete. Das verbindliche Lächeln auf seinem Gesicht hatte etwas Erzwungenes und Verzerrtes wie das Lächeln einer Ballettänzerin, die eben ein Dutzend der anstrengendsten Pirouetten hinter sich hat.

„Sehr preiswürdig in der That!" bestätigte er mechanisch. Und nach einem kleinen Schweigen fügte er mit Anstrengung hinzu: „Haben Sie auch bereits darüber nachgedacht, wie — wie Sie sich künftig nennen werden?"

Wolfgang sah ihn mit gutgespieltem Erstaunen an. „Wie ich mich nennen werde? — Ja so, Sie glauben vielleicht, daß hier zu Lande ein akademischer Titel unerläßlich sei. Nun, ich habe mir allerdings drüben ganz ordnungsmäßig meinen Doctorhut erworben, aber da man mir sagt, daß die deutschen Gerichte einiges Vorurtheil gegen amerikanische Doctoren hätten, werde ich freiwillig darauf verzichten, ihn aufzusetzen. Am Ende kommt es doch auf die Geschicklichkeit an, nicht auf den Titel und ich habe keine Lust, wegen des alten Zopfes in einen Konflikt mit der wohlweisen Obrigkeit zu gerathen."

„Sehr richtig!" stimmte der General mit gesteigerter Artigkeit zu. „Aber es war eigentlich nicht das, was ich meinte. Ist es denn in Amerika schon etwas Gewöhnliches, Zahnärzte von altem Adel praktiziren zu sehen?"

„Etwas Gewöhnliches gerade nicht!" erwiderte Wolfgang heiter. „Man findet die Schiffbrüchigen aus unseren Gesellschaftskreisen dort mehr unter den Kellnern und Lohnkutschern. Aber das Ungewöhnliche kam mir eben zu Statten. Sie glauben nicht, lieber Onkel, wie viel neugieriges Interesse diese eingefleischten Republikaner für einen klangvollen, aristokratischen Namen haben."

Der alte Herr rückte ihm etwas näher, und mit

einer liebenswürdigen Vertraulichkeit, wie er sie im bisherigen Verlaufe der Unterhaltung nicht gezeigt hatte, sagte er:

„Hier liegen die Dinge natürlich anders, und ich brauche wohl nicht daran zu zweifeln, daß Sie den Rücksichten auf Ihre Familie ein wenig Rechnung tragen werden. Das Adelsprädikat wenigstens dürfte Ihnen in Ihrem neuen Berufe eher lästig als förderlich sein.“

Wolfgang nahm die unverkennbare Besorgniß des Generals noch immer von der scherzhaften Seite.

„Ich kann das nicht gerade einsehen; aber ich würde auf das kleine „von“ und auf meinen angestammten Freiherrntitel vielleicht wirklich kein besonderes Gewicht legen, wenn mich nicht gerade die Rücksicht auf meine Familie veranlaßte, beides beizubehalten.“

Der Offizier lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und das verbindliche Lächeln war plötzlich ganz und gar von seinem Gesicht verschwunden.

„Sie entschuldigen, wenn ich nicht mehr das Vergnügen habe, Sie zu verstehen.“

„Aber sie werden mir zustimmen, lieber Onkel, sobald Sie mich verstanden haben. Ich habe eine Schwester, die seit dem Tode unserer Eltern ausschließlich auf mich als auf ihren natürlichen Beistand

angewiesen ist und deren berechtigten Ansprüchen an das Leben ich vor allem Anderen die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen muß."

„Hum! — Ja — ganz recht! — Ein allerliebster kleiner Blondkopf! — Ich erinnere mich ihrer sehr gut! Sie muß etwa in dem Alter meiner Tochter Caecilie sein."

„Neunzehn Jahre — und mit siebzehn Jahren hat sie sich bereits auf die eigenen Füßchen gestellt. Sie mußte es wohl, denn ich hatte ja selbst noch um meine Existenz zu kämpfen, und es war Niemand da, der ihr für das verlorene Vaterhaus einen Ersatz geboten hätte."

Er sprach ohne Anzüglichkeit; aber der General hatte doch Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ah — was Sie sagen, lieber Wolfgang! Ich glaubte die Kleine natürlich wohl aufgehoben und gut versorgt. Wenn es so stand, warum in aller Welt hat sie sich dann niemals an mich gewendet?"

„Gestatten Sie mir, als Erwiderung darauf ihre eigenen Worte zu citiren! Auch ich richtete gestern eine ähnliche Frage an sie und sie antwortete mir etwa: Die Verwandten sind reich und ich bin arm! Ihre Sache war es darum, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen."

Diese freimüthige Auskunft konnte den General

nicht sehr angenehm berührt haben; aber er war eben ein Mann von ausgezeichneter Erziehung.

„Meine kleine Nichte ist, wie es scheint, eine sehr charaktervolle junge Dame. Und sie hat Recht, vollkommen Recht. Ich werde mich beeilen müssen, ihre Vergebung zu erlangen. Das Suchen aber, lieber Wolfgang, werden Sie mir wohl ersparen!“

„Meine Schwester ist seit zwei Jahren in Berlin! Unter der feierlichen Versicherung, daß sie keine Noth zu leiden habe, verbat sie sich stets auf das Nachdrücklichste jede Geldunterstützung, die ich ihr anbot, und ich konnte mich gestern durch den Augenschein überzeugen, daß sie mich nicht belogen habe. Sie leidet wirklich keine Noth, denn sie illuminirt Photopraphieen und bemalt Ballfächer für irgend ein hiesiges Geschäft.“

Der General rückte unbehaglich auf seinem Stuhl; der junge Zahnarzt aber fuhr in seiner leichten, gelassenen Weise fort.

„Daß mir eine Fortsetzung dieser ersprießlichen Thätigkeit indessen nicht erwünscht sein kann, ist wohl begreiflich! Ihre Jugend, ihre Erziehung und ihre Herkunft geben meiner Schwester ein Recht darauf, sich in der Gesellschaft zu bewegen und die Annehmlichkeiten des Daseins zu kosten. Wenn ich sie jetzt in mein Haus aufnehme, wie es doch das Nächst-

liegende und Natürlichste ist, so kann ich mein Adelsprädikat nicht ablegen, ohne Marie zu gleichem Verzicht zu zwingen, und ich sehe wahrhaftig keinen ausreichenden Grund, ihr ein solches Opfer zuzumuthen. Das ist es, lieber Onkel, was ich unter den Rücksichten auf meine Familie verstehe."

„Sehr ehrenwerth und sehr brüderlich! — Aber — aber sollte sich da nicht dennoch irgend ein annehmbarer Ausweg finden lassen?"

„Ein Ausweg — ich wüßte nicht —"

„Nun, in dem Hause eines Junggesellen — und Sie sind doch unverheirathet? — ist am Ende kaum der rechte Platz für eine junge Dame. Sie bedarf des Anschlusses an eine Familie, der mütterlichen Fürsorge und Leitung. Bei der aufrichtigen Freundschaft, die mich mit meinem wackeren Vetter verband, ist es fast selbstverständlich, daß ich mit Freuden bereit bin, ihr im Kreise der Meinen ein solches Heim zu bieten. Wenn sie selber einverstanden ist, soll sie mir als liebe Hausgenossin hoch willkommen sein, und ich glaube fast, sie wird unter unserem Schutze rascher den gebührenden Platz in der Gesellschaft erhalten als unter dem Ihrigen. Muß ich Ihnen versichern, daß ich mit solchem Erbieten nicht bis zu dieser Stunde gewartet haben würde, weun ich von der Lage der Dinge auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte?"

Der blonde Vollbart verbarg dem General das feine Lächeln, das für einen Moment um die Lippen des jungen Mannes zuckte.

„Ich bin auf das freudigste überrascht von einem so großmüthigen Beweis Ihrer verwandtschaftlichen Gefühle, lieber Onkel, und ich zweifle nicht, daß Marie diese Empfindung theilen wird. Aber ich vermuthe fast, daß Sie geneigt sind, mir eine Bedingung zu stellen."

„Wenn es Ihnen gefällt, meiner Bitte diesen Namen zu geben — ja! Die gesellschaftlichen Beziehungen, welche mit meinem militärischen Range nothwendig verknüpft sind, und welche bis in die höchsten Kreise reichen, legen mir, gegen meinen Willen, gewisse Rücksichten auf, und — "

„Und es verträgt sich nicht mit diesen Rücksichten, daß jeder Hoflakai sich bei einem Ihrer Verwandten künstliche Zähne machen lassen könne, vorausgesetzt, daß er im Stande sei, sie zu bezahlen. Nun, ich bemerkte bereits, daß ich nur um meiner Schwester willen der Freiherr zu bleiben wünschte. Willigt Marie ein, sich unter Ihren Schutz zu stellen, so braucht meinetwegen Niemand zu errathen, daß der Zahnarzt Brenckendorf ein Neffe Seiner Excellenz des kommandirenden Generals von Brenckendorf sei. Ich würde alsdann, wenn auch natürlich mit schwerem Herzen, sogar auf das Vergnügen verzichten, Ihrer freundlichen Einladung zu

häufigem Besuch Folge zu leisten, und ich würde mir nur die Ausstattung meiner Schwester mit einem angemessenen Taschengelde vorbehalten."

Er hatte sehr ruhig und leichthin gesprochen; es war auch nicht das geringste Anzeichen des Gekränktseins in seinem Benehmen. Bei den letzten Worten war er aufgestanden und auch der General erhob sich, um ihm mit unverkennbarer Erleichterung die Hand zu schütteln.

„Wir armen Menschen sind eben jederzeit die Sklaven der Verhältnisse," sagte er, „und dem bescheidensten Bürgersmann mag es leichter fallen, sich zu ihrem Herrn zu machen als uns! — Sie werden also die Güte haben, mir die Adresse Ihrer Schwester zu geben und sie in geeigneter Weise auf meinen baldigen Besuch vorzubereiten. Alles Weitere muß sich dann fügen, wie die Umstände es eben gestatten. Nur wäre es vielleicht zum allseitigen Interesse besser, wenn meine kleine Nichte in Ihrem so lobenswerthen Entschlusse nicht gerade das Ergebniß eines zwischen uns getroffenen Abkommens erblickte. Sie verstehen mich wohl, lieber Wolfgang?"

„Vollkommen! — Und ich bin ganz Ihrer Ansicht; den es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß sie Ihre Güte unbedenklich ablehnen würde, wenn sie von dem Inhalt unseres Gespräches Kenntniß erhielte."

Der General mochte finden, daß das etwas grob sei; aber wenn ihm eine Erwiderung auf der Zunge gelegen hatte, so schluckte er sie doch unausgesprochen hinunter. Er machte Miene, seinen Besucher hinaus zu geleiten; aber sie hatten die Thür noch nicht erreicht, als dieselbe ziemlich ungestüm von außen geöffnet wurde, um Cillys zierliche und behende Gestalt herein schlüpfen zu lassen. Sie hatte ein allerliebstes Plüschjäckchen von sehr lebhafter blauer Farbe, das mit dem Fell des Silberfuchses besetzt war, angelegt, und ein dazu passendes Barett saß keck auf dem dunklen, kurzlockigen Köpfchen.

„Du sollst Schiedsrichter sein, Papa! dieser unartige Dragoner, der doch selber so blau ist wie ein wandelnder Vergißmeinnicht=Strauß, behauptet, die blaue Farbe stände mir entsetzlich zu Gesicht. — Ach, Pardon! Ich habe nicht gesehen, daß du Besuch hast!"

In lebhafter Verwirrung wollte sie sich zurückziehen; doch Wolfgang verhinderte sie daran, indem er lächelnd sagte:

„Wer auch immer der ungalante Dragoner sein mag, liebe Cousine — ich behaupte auf jede Gefahr hin, daß er zum Schönheitsrichter absolut untauglich ist."

Die junge Dame machte große Augen; der General aber, der seinen Verdruß über den kleinen Zwischenfall bei aller Selbstbeherrschung nur unvollkommen zu verbergen vermochte, sagte vorstellend:

„Wolfgang von Brenckendorf — du erinnerst dich wohl! — Meine Tochter haben Sie ja, wie ich sehe, bereits erkannt!“

Cilly betrachtete den Vetter, der so unerwartet in's Haus geschneit war, mit einem neugierigen Blick.

„Natürlich erinnere ich mich! Er hat mich ja einmal zwei Stunden lang in die Speisekammer eingesperrt, weil ich seine Schwester Marie gekratzt haben sollte. Als mich die Tante befreite, hatte ich aus Rache einen ganzen Topf voll eingemachter Kirschen leer gegessen und war dann zwei Tage sterbenskrank. Solche Ereignisse vergißt man niemals! Aber erkannt hätte ich ihn freilich nicht!“

Vielleicht erschien dem General die Auffrischung dieser Erinnerungen aus der Kinderzeit als eine nicht ganz angemessene Vertraulichkeit, denn noch ehe Wolfgang eine Antwort geben konnte, beeilte er sich, einzuwerfen:

„Unser junger Verwandter ist vor einigen Tagen aus Amerika zurückgekehrt, weil er die Absicht hat, sich in Berlin als Zahnarzt niederzulassen.“

Er hatte die Bezeichnung des Berufs unwillkürlich noch etwas stärker betont, als es wohl seine Absicht gewesen sein mochte, und um Wolfgangs Lippen zuckte wieder das vorige, leicht ironische Lächeln.

„Als Zahnarzt?“ Cilly lachte hell auf, so daß ihr eigenes, prächtiges Gebiß elfenbeinweiß zwischen

den frischen rothen Lippen hervor schimmerte. „Das ist ja furchtbar drollig! — So werden Sie also einen Kasten vor dem Hause haben mit der Aufschrift: „Keine Zahnschmerzen mehr! — Und künstliche Zähne schon von zwei Mark an!“

„Ganz so wohlfeil werde ich es allerdings schwerlich machen — ausgenommen für meine weiblichen Verwandten, die ich selbstverständlich mit Vergnügen umsonst behandle.“

„Ich danke für das freundliche Anerbieten, und ich werde mich desselben seiner Zeit erinnern — so nach vierzig oder fünfzig Jahren. — Aber was macht Ihre Schwester? — Ist sie noch immer so blond und hat sie noch immer ein so eisernes Köpfchen wie damals?“

„Wir werden an einem der nächsten Tage das Vergnügen haben, sie als Gast bei uns zu sehen,“ fiel der General ein, „da werdet Ihr Zeit genug haben, von euren gemeinsamen Abenteuern zu plaudern.“

„Ach, das ist reizend! — Sagen Sie ihr, Cousin, daß ich mich ausnehmend darauf freue! — Aber eigentlich ist es doch komisch, daß wir uns hier so förmlich—“

„Was haben Sie, Friedrich?“ herrschte der General den eben eintretenden Diener an, und seine Stimme war ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Mal so laut, daß sie den Schluß von Cillys Rede völlig übertönte.

„Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg wünschen Excellenz seine Aufwartung zu machen," stotterte der Bursche in großer Bestürzung, Cilly aber stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus und flüchtete hinter den großen Schreibtisch des Vaters.

„Laß ihn um Gotteswillen nicht hier herein, Papa!" bat sie. „Ich muß mich doch erst umziehen! Wenn er mich bei zwölf Grad Wärme in diesem winterlichen Aufzuge sieht, glaubt er ja ohne Zweifel, ich habe den Verstand verloren."

Sie hatte den zahnärztlichen Vetter offenbar vollständig vergessen, und Wolfgang war großmüthig genug, den General aus seiner peinlichen Situation zu befreien.

„Ich habe also die Ehre, mich zu empfehlen!" sagte er rasch und verließ mit einer kleinen, unbeachteten Verbeugung gegen Cilly noch vor dem Diener das Gemach.

In dem Empfangssalon, welchen er durchschreiten mußte, sah er den Gemeldeten in strammer dienstlicher Haltung stehen. In der glänzenden ritterlichen Uniform, mit dem blitzenden Silberhelm unter dem Arm, machte der Garde-Kürassier trotz seiner etwas faden und verlebten Züge und des allzu zierlich aufgesetzten Schnurrbärtchens eine Erscheinung, die immerhin geeignet war, blendend und bestechend auf das Herz eines

jungen Mädchens zu wirken. Seine ausdruckslosen, wässerig blauen Augen glitten über die Gestalt des ihm unbekannten Civilisten hinweg, als wäre statt desselben nur ein Schatten durch das Zimmer gewandelt, und Wolfgang sah sich nicht veranlaßt, den Bann dieser fürstlichen Unnahbarkeit zu durchbrechen.

Er hatte den Vorplatz bereits erreicht, als ihm raschen Schrittes der älteste Sohn des Hauses nacheilte.

„Wie, du willst gehen, ohne mir auch nur die Hand zu drücken? — Ist das freundschaftlich, mein alter Junge?"

Mit einem freudigen Aufleuchten in den Zügen wandte sich Wolfgang nach ihm um; aber er zögerte geflissentlich, in die dargebotene Rechte einzuschlagen.

„Entschuldige, lieber Lothar, aber du weißt wohl noch nicht, daß ich so tief gesunken bin, ein Zahnarzt zu werden."

Verständnißlos sah ihm der Regierungs-Assessor ins Gesicht.

„Nun — und — ? — Ist das nicht dasselbe, als wenn du Staatssecretair der Vereinigten Staaten geworden wärest? Hat es irgend etwas mit unserer alten Freundschaft zu schaffen?"

„Na, ganz dasselbe ist es ja vielleicht nicht; aber wenn du findest, daß es mit unserer Freundschaft nichts

zu schaffen habe, so laß dich brüderlich umarmen, mein alter, ehrlicher, goldherziger Lothar!"

„Und du rauchst noch eine Cigarre bei mir, nicht wahr? — Keine Abhaltung kann so dringend sein, daß du mir diese erste halbe Stunde entziehen müßtest!"

Wolfgang sah auf seine Uhr.

„Begnügen wir uns für diesmal mit zwanzig Minuten! Mein Schwesterchen erwartet mich, denn sie hat mir versprochen, mit mir zu diniren!"

Er folgte dem Regierungs-Assessor in sein auffallend einfach ausgestattetes, mit Büchern überfülltes Zimmer, und genau zwanzig Minuten später geleitete ihn Lothar bis zur Hausthür, um sich dort mit herzlichem Händedruck von ihm zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf baldiges Wiedersehen! — Und grüße mir deine Schwester! Sie hat mich hoffentlich nicht in gar zu schlechtem Andenken behalten!"

Als Wolfgang auf die Straße hinaustrat, stand das Kabriolet des Prinzen mit den beiden feurigen Graditzer Hengsten, dem unbeweglichen, wie in Bronce gegossenen Kutscher auf dem Bock und dem glattrasirten Diener am Wagenschlage noch immer vor dem Gartengitter der Villa.

„Also es bleibt dabei! — Entweder ich kann Sie heute noch bei der Revier-Polizei anmelden, wie es sich gehört, oder Sie verlassen bis zum Abend die Wohnung!"

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, rauschte das kleine schiefe Fräulein Engelhardt aus dem Zimmer und man konnte das Rascheln ihres Seidenkleides vernehmen, bis sie an das Ende des finsteren Ganges gelangt war, wo ihre eigene jungfräuliche Kemenate lag.

Joseph Hudetz starrte ihr unbeweglich nach, den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt und die Krämpe seines weichen Filzhutes in den Händen zerknüllend. Die ängstliche Spannung in seinen Zügen wich allgemach einem Ausdruck müder Hoffnungslosigkeit, und er sah so verfallen und greisenhaft aus wie ein Sterbender.

„Also weiter!" murmelte er endlich. „Weiter! — Gott weiß — wohin!"

Er fing an, das Wenige, was von seinen Habseligkeiten im Zimmer umherlag, in einen kleinen, mit grauem Segelleinen überzogenen Handkoffer zu packen. Bürsten, Kämme, ein Päckchen Leibwäsche und ein Stoß beschriebener Bücher bildeten augenscheinlich seinen ganzen Besitz, und nur auf die Unterbringung der letzteren verwendete er einige Sorgfalt. Als er fertig war, ging

er zur Thür und lauschte auf den Gang hinaus. Es war ganz still und man hörte deutlich den Schlag einer Fabrikuhr, die irgendwo in der Nähe die abgelaufene Stunde anzeigte.

„Zwölf Uhr!" sagte Hudetz vor sich hin. „Sie wird gleich herauskommen."

Aber er mußte fast noch eine Viertelstunde lang in seiner unbequemen Stellung verharren, das Auge dicht an den schmalen Spalt der nur wenig geöffneten Thür gedrückt, ehe Marie von Brenckendorf drüben aus ihrem Zimmer trat. Er rührte sich nicht und er hielt sogar den Athem an, als fürchtete er, sich durch das Geräusch desselben zu verrathen. Von seinem Platze aber wich er nicht eher, als bis er trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit den Klang ihres leichten, auf der Treppe verhallenden Schrittes nicht mehr vernehmen konnte.

„Zum letzten Mal!" murmelte er, das Haar zurückstreichend, welches ihm wirr über die Stirn gefallen war. „Ob sie es wohl bemerken wird, wenn ich nicht mehr da bin?"

Er steckte den kleinen Kofferschlüssel ein und ging, seine Habe vorläufig zurücklassend, mit den eigenthümlich lautlosen, schleichenden Schritten, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, von dannen.

Unentschlossen blieb er eine Weile an der nächsten Straßenecke stehen; dann stieg er auf das Verdeck eines

vorüberrasselnden Omnibus, der ihn bis in den äußersten Nordosten Berlins, den sogenannten Wedding, führte. Hier in der Nachbarschaft der großen Maschinenfabriken lebt eine fast ausschließlich aus Arbeitern und kleinen Handwerkern bestehende Bevölkerung; die Häuser sind zum größten Theil gewaltige, fünfstöckige Miethskasernen, und wenn die nach der Straße gelegenen Fassaden hier und da sogar den heuchlerischen Anstrich einer gewissen Eleganz und Behaglichkeit haben, so grinst dafür aus jedem von den zahllosen Fenstern der himmelhohen Hinterhäuser die nackte Armuth in ihrer abstoßendsten Gestalt.

Hudetz verließ seinen hohen Sitz und ging langsam an den Häusern des Weddingplatzes und einiger benachbarter Straßen dahin. Fast über jedem Hausthor war eine Anzahl von Zetteln befestigt, auf denen Schlafstellen für Männer oder Mädchen angeboten wurden; nur vereinzelt aber fand sich die vornehmere Ankündigung, daß in dem oder dem Stockwerk ein möblirtes Zimmer zu vermiethen sei.

Wo er eine solche Ankündigung entdeckte, blieb Hudetz zaudernd stehen, musterte das Haus und seine nächste Umgebung mit ängstlich mißtrauischen Blicken, und schob sich, wenn ihn nicht aus schwer zu errathenden Gründen irgend eine seiner Wahrnehmungen abschreckte, rasch und scheu in den überall unverschlossenen Thor-

weg hinein. Aber mit derselben müden und niedergeschlagenen Miene, mit welcher er eingetreten war, kehrte er jedesmal nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit auf die Straße zurück. Eine unbegreifliche, räthselhafte Ursache mußte die Schuld daran tragen, daß ihm keines der angebotenen Quartiere zusagte, obwohl ihm doch große und kleine, dürftige und behagliche, wohlfeile und kostspielige gezeigt worden waren.

Der Nachmittag war weit vorgeschritten, und der Himmel, der an den Wochentagen hier überhaupt nur durch einen feinen Schleier von Dunst und Rauch zu erblicken ist, begann sich bereits in die Schatten der Dämmerung zu verhüllen. Noch immer schlich der Suchende von Haus zu Haus; aber es stand ihm deutlich auf das blasse Gesicht geschrieben, daß er keine Hoffnung mehr auf einen Erfolg seiner Bemühungen habe. Da, an einem der ältesten und häßlichsten Häuser, dessen ursprüngliche gelbe Farbe längst unter einer dicken, seit Jahrzehnten nicht mehr entfernten Schmutzkruste verschwunden war, fesselte ein neben dem Thorweg befestigter Zettel seine Aufmerksamkeit. Es war keine von den sonst üblichen, mit großen Buchstaben bedruckten Karten, wie sie die Zimmervermiether für wenige Pfennige bei den Buchbindern erstehen können, sondern ein unregelmäßiger Fetzen schlechten, grauen Papiers, auf welchen eine ungelenke zittrige Hand geschrieben hatte:

„Drei Treppen lings ist eine möhblirte Stuhbe sovort zu fermieten.“

Es war schwer zu begreifen, was gerade in dieser unorthographischen Anzeige für Hudetz Verlockendes sein konnte. Er las sie, ging zaudernd ein paar Schritte weiter und kehrte wieder um, um den Zettel abermals und noch genauer als zuvor zu betrachten: er studirte die steifen Schriftzüge, als könne er sich aus ihnen ein Bild der Person entwerfen, von welcher sie herrührten, und nachdem er wohl zehn Minuten im Anschauen des abgerissenen Fetzens zugebracht hatte, ging er mit größerer Entschlossenheit als bisher in das Haus, um auf der alten ausgetretenen Treppe, die von den schmalen Flurfenstern nur kümmerliches Licht empfing, bis in das dritte Stockwerk empor zu klimmen.

Die Glocke, deren hölzernen Griff er in Bewegung setzte, gab nur einen heiseren, klappernden Ton, und er mußte denselben noch zweimal erklingen lassen, ehe ihm geöffnet wurde.

Ein großes, hageres, starkknochiges Weib von wenigstens siebzig Jahren stand auf der Schwelle der engen, niedrigen Küche, in welche man von der Stiege aus zuerst gelangte. Ihr weißes Haar war am Hinterkopf nachlässig in einen Knoten zusammengesteckt, aber einige widerspenstige Strähnen hingen wirr um das faltenreiche, finster blickende Gesicht. Die Aermel

der groben Tuchjacke waren bis weit über die Ellenbogen aufgestreift und entblößten zwei rothe, knochige Arme, unter deren welker Haut die Adern wie fingerdicke Stränge lagen.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie mit rauher, fast männlich tiefer Stimme, ohne dem draußen Stehenden den Eintritt freizugeben. „Ich habe nichts zu verkaufen.“

„Darum ist es mir auch nicht zu thun; aber wenn ich nicht irre, wollen Sie ein Zimmer vermiethen.“

Die tief liegenden, dunkel umränderten Augen der Alten hefteten sich auf ihn mit einem mißtrauischen Blick.

„Ja“, knurrte sie. „Fünf Thaler monatlich!“

„Der Preis wäre mir nicht zu hoch. Darf ich die Stube sehen?“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ließ sie ihn eintreten und öffnete die Thür, welche aus der Küche in das Nebengemach führte. Die Wohnung bestand augenscheinlich nur aus diesen beiden Räumen.

Obgleich das Zimmer zwei Fenster hatte, ließ sich doch bei der draußen herrschenden Dämmerung nur undeutlich erkennen, wie es mit seiner Einrichtung beschaffen war. Daß dieselbe aber an Eleganz und Bequemlichkeit derjenigen in den Salons des Fräulein Engelhardt noch um ein Beträchtliches nachstand, unterlag keinem Zweifel.

„Es würde für meine Ansprüche genügen", sagte Hudetz, der sich vielleicht nur zum Schein umgesehen hatte. „Kann ich noch heute einziehen?"

Ein heftiger Hustenanfall hinderte die Alte ihm sogleich zu antworten. Als sie wieder zu Athem gekommen war, meinte sie, seine letzte Frage ganz ignorirend:

„Die Miethe wird voraus für den ganzen Monat bezahlt. Auf Winkelzüge und Finten lasse ich mich nicht ein. Ich bin eine arme Frau, die sich für Windbeutel und faule Zahler nicht abrackern kann."

Er nickte mit freundlicher Zustimmung, als hätte sie ihm in der höflichsten Form die Bedingungen mitgetheilt.

„Das ist nur natürlich! — Sie werden sich in dieser Beziehung über mich gewiß nicht zu beklagen haben. Aber —"

„Was aber? — Ist wohl sonst etwas nicht in Ordnung?"

„Ich warte auf meine Legitimationspapiere, die mir aus der Heimath zugeschickt werden sollen. Es können noch einige Tage vergehen, ehe sie eintreffen, und weil ich nicht gerne Weitläufigkeiten mit der Polizei haben möchte, wäre es mir lieb, wenn die Anmeldung bis dahin unterbliebe."

Die Alte ließ einige Laute vernehmen, die wie

ein Lachen klangen; aber es bewegte sich dabei keine Muskel in ihrem faltigen Gesicht.

„Das kenn' ich! — Auf Ihre Papiere würd' ich wohl bis zum dreißigsten Februar warten können. Aber das ist mir egal. Um die Polizei scheere ich mich den Teufel, und wenn Sie pünktlich bezahlen, brauchen Sie sich um das Andere keine grauen Haare wachsen zu lassen. — Wann wollen Sie denn Ihre Siebensachen bringen? Oder haben sie keine?"

„Nur einen Handkoffer! — Mit Ihrer Erlaubniß stelle ich mich in einer Stunde wieder ein."

Ehe er ging, legte er den Betrag von fünfzehn Mark in kleinen Silbermünzen auf den mit Wachsleinwand überzogenen Küchentisch. Die Frau zählte ihn nach und bestätigte mit einem stummen Kopfnicken den Empfang. Auf den Gruß, mit welchem sich Hubetz entfernte, aber hatte sie keine Erwiderung.

Fräulein Engelhardt legte dem Auszuge ihres verdächtigen Miethers keine Schwierigkeiten in den Weg, um so weniger als er auch hier für den ganzen Monat zahlte, obwohl er die Gastfreundschaft der kleinen schiefen Dame kaum halb so lange in Anspruch genommen.

„Sie werden begreifen, daß ein alleinstehendes Mädchen sich keine Unannehmlichkeiten mit den Behörden bereiten darf," sagte sie wie zur Entschuldigung

ihrer vorigen Schroffheit. „Es wird einer schutzlosen Dame ohnehin schwer genug gemacht, sich anständig durch die Welt zu bringen.“

Hudetz mochte dies vollkommen einsehen, denn er widersprach ihr nicht; aber es schien, als hätte er noch einen Wunsch auf dem Herzen, als wolle er ihr sehr gern irgend einen Auftrag ertheilen. Stammelnd und unsicher kamen einige Worte über seine Lippen. Als ihm Fräulein Engelhardt jedoch daraufhin mit ihren kleinen, boshaften Aeuglein neugierig in's Gesicht sah, verstummte er plötzlich und machte sich wieder an seinen Habseligkeiten zu schaffen.

Es war schon längst Abend geworden, als er abermals die klappernde Glocke seiner neuen Wohnung in Bewegung setzte. Die Wirthin mußte seinen schleichenden Schritt erkannt haben, denn sie begnügte sich diesmal, ein kurzes „Herein!“ zu rufen. Als Hudetz eintrat, saß sie vor ihrem Bett am Tische, die nackten Arme auf die Kante desselben gestützt und den grauen Kopf tief auf ein dickleibiges Buch herabgeneigt, das sie jetzt hastig zuschlug, als wünsche sie nicht, den neugierigen Blick eines Anderen auf die Lectüre fallen zu sehen. Vor ihr brannte eine kleine, armselige Küchenlampe, und der Petroleumdunst derselben vereinigte sich mit dem unangenehmen Aroma des schlechten Cichorien-Kaffees, der in einer gewaltigen Tasse dampfend neben dem Buche stand.

„Sie sollten die Thür nicht unverschlossen lassen, Frau — Frau —“

„Haberland! wenn es Ihnen recht ist“, ergänzte die Alte, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Frau Haberland — das ist in einem solchen Hause doch wohl einigermaßen bedenklich für eine schutzlose Frau.“

Sie ließ wieder jene eigenthümlichen, höhnisch klingenden Laute vernehmen, die zwischen Grunzen und Lachen die Mitte hielten.

„Bedenklich? — Warum denn bedenklich? — Zu stehlen ist bei mir doch nichts! — Und wenn's Einem Vergnügen macht, mich todtzuschlagen — immer zu! Ich halte still, denn mit fünfundsiebzig ist man schon viel zu lange auf der Welt.“

Er wollte in sein Zimmer gehen, doch ihre rauhe Stimme hielt ihn zurück.

„Heda, wie heißen Sie denn nun eigentlich?“

„Hudetz — Joseph Hudetz.“

„Auch ein sonderbarer Name! Na, Herr Hudetz, dann setzen Sie sich mal hierher! Ich möchte noch ein paar Worte mit Ihnen reden.“

Es war etwas in ihrem Wesen, das ihm jede Möglichkeit abschnitt, ihr den Gehorsam zu verweigern. Stillschweigend stellte er seinen Koffer nieder, und da er außer dem Holzstuhl, welchen sie eingenommen

hatte, kein anderes geeignetes Sitzmöbel zu erspähen vermochte, kauerte er sich auf den äußersten Rand des schmalen eisernen Bettgestells.

„Sie wollen also nicht angemeldet werden? Hm — das macht nichts! Dafür kann man mancherlei Gründe haben. Und ich melde meine Aftermiether niemals an — niemals! Die Polizei braucht ihre Nase nicht in Alles hinein zu stecken. Es geht nicht besser zu in der Welt, seitdem das Mode geworden ist. Und ich hasse die Polizei — ja, ich hasse sie!“

Aus ihren tiefliegenden Augen sprühte ein unheimliches Feuer und sie schlug mit der knochigen Faust auf den Tisch, daß das Glas der Lampe erklirrte.

Hudetz verhielt sich ganz still; aber seine unscheinbare Gestalt schien immer mehr in sich zusammen zu sinken.

„Na, warum reden Sie nicht?“ fuhr die Alte fort, ihn mit einem durchdringenden Blick betrachtend. „Wenn ich sage, daß ich die Polizei hasse, so habe ich darum doch noch lange keine Lust, jedes Gesindel bei mir zu beherbergen. Wer der Haberland das zumuthen will, der ist auf dem Holzweg. Lassen Sie sich's gesagt sein, Herr — wie war doch gleich ihr Name?“

„Hudetz!“ wiederholte er zuvorkommend. „Aber wenn ich Ihre Worte dahin verstehen soll, daß es

Ihnen leid geworden ist, mir das Zimmer abgetreten zu haben —“

„Leid — warum denn? — Wen's nicht juckt, der braucht sich nicht zu kratzen. Natürlich haben Sie schon gesessen?“

Die Frage war ganz unvermittelt und in demselben polternden Ton herausgekommen, in welchem sie alles Uebrige gesprochen hatte. Hudetz zuckte zusammen, als hätte man ihm hinterrücks einen Faustschlag versetzt und seine Augen irrten scheu in alle Winkel der schlecht beleuchteten Küche. Aber nach einer kleinen Weile sagte er ganz leise und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben:

„Ja!“

„Hätt's Ihnen auch nicht geglaubt, wenn Sie „nein“ gesagt hätten. Ich habe einen Blick dafür. Aber das schadet nichts. Es sitzen eben so viel anständige Leute in den Gefängnissen als niederträchtige Schurken frei herum laufen! Was war's denn — he? — Fälschung wahrscheinlich oder Betrug! Denn nach etwas Robustern sehen Sie doch nicht aus!“

Hudetz schüttelte den Kopf. In seinem schmalen Gesicht zuckte es und seine Hände waren in beständiger nervöser Bewegung.

„Ich wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt — wegen Diebstahl“, stieß er hervor, an jedem

Worte würgend und doch sichtlich außer Stande, mit einer Lüge zu antworten.

Die Alte wiegte den Kopf hin und her. Dann wurde sie auf's Neue von einem ihrer heftigen Hustenanfälle heimgesucht und sie mußte ein wenig von dem abscheulich duftenden Kaffee trinken, ehe sie wieder zu sprechen vermochte.

„Sechs Monate — hm! — Und Sie haben sie abgemacht? — In Plötzensee?"

„Nein! Meine Verurtheilung erfolgte in Breslau, und dort habe ich auch die Strafe verbüßt. Ich war damals Student."

Frau Haberland fand nichts Ueberraschendes in der letzteren Mittheilung.

„Student — ja, das kennt man, und ein armer Teufel dazu — nicht wahr? Keinen Bissen Brod im Leibe und dabei die Anderen mit den bunten Bändern schlemmen und saufen sehen wie die — na ja —; bei mir wohnte auch mal so Einer, vor zehn Jahren glaube ich! Er mußte im Januar mit einem dünnen Sommerröckchen laufen, weil Alles beim Pfandleiher war. Kaffee und Salzkuchen und immer wieder Kaffee — und dabei bis zwei, drei Uhr Nachts über den alten Schmöckern. 'S war auch so ein jämmerliches Kerlchen wie Sie, und er ist natürlich in der Charité an der Auszehrung gestorben, ehe er mit seinem Studiren

fertig war. Aber zu verwundern wär's nicht gewesen, wenn er gestohlen hätte, um sich mal satt zu essen. Und übel genommen hätt' ich's ihm wahrhaftig nicht."

Es gab ein kleines Schweigen, während dessen Hudetz unruhig hin und her rückte. Dann sagte er plötzlich:

„Ich würde niemals aus Hunger gestohlen haben, Frau Haberland."

„Nicht?" Sie sah ihn wieder mißtrauisch an. „Ja, warum denn sonst?"

„Ich hatte von Jugend auf ein leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst. Hätte ich auch nur die geringste Begabung besessen, so wäre ich ohne Zweifel ein Maler geworden. So aber wollte ich wenigstens das Studium der Kunst und ihrer Geschichte zu meiner Lebensaufgabe machen. Es ist mir schwer geworden, dahin zu gelangen — sehr schwer, denn ich war bettelarm. Aber ich konnte doch endlich die Universität beziehen, und wenn es mir da auch nicht besser erging als dem Studenten, von welchem Sie sprachen, so war ich doch sehr glücklich, — wahrhaftig, es war bei Hunger und Noth die glücklichste Zeit meines Lebens. Man bemerkte meinen Eifer und war sehr gütig gegen mich. Nicht nur die öffentlichen Sammlungen durfte ich zu einer Zeit besuchen, wo sie

Anderen verschlossen waren, sondern auf die Empfehlung des Professors hin gestattete mir auch ein reicher Privatmann die Benutzung seiner kostbaren Schätze an seltenen Radirungen und Stichen. Und ich hatte das Unglück, mich in einige dieser Blätter zu verlieben."

Die Alte hatte seiner leisen, eintönigen Erzählung, die ihr zu weitläufig scheinen mochte, mit unverhohlenem Mißvergnügen zugehört. Nun aber fiel sie ihm energisch in die Rede.

„Schwatzen Sie doch keinen Unsinn! Ich weiß nicht, was Stiche und Radirungen sind; aber daß man sich nicht in Blätter verlieben kann, wenigstens nicht, wenn man seine gesunden fünf Sinne hat, weiß ich am Ende doch."

„Vielleicht war ich wirklich nicht ganz bei Sinnen", sagte er, immer in das röthliche Flämmchen der trübe brennenden Küchenlampe starrend, „wie hätte ich sonst die Erbärmlichkeit begehen können, das Vertrauen zu täuschen, das man in mich setzte, und aus bloßer Sehnsucht nach dem Besitz nicht nur das öffentliche Kupfer-Kabinet, sondern auch den edlen Mann zu bestehlen, der mich in das Allerheiligste seines Hauses eintreten ließ, weil er einen rechtschaffenen Menschen zu unterstützen gedachte."

„Na, nun hören Sie gefälligst mit den überspannten Redensarten auf, wenn man die ganze Geschichte

überhaupt verstehen soll. Also Bilder sind es gewesen, nach denen Sie lange Finger gemacht haben?"

„Ja, einige Künstlerdrucke von höchster Seltenheit. Ich weiß nicht, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, sie zu entwenden; aber ich ging herum wie im Fieber, bis es mir gelungen war, einen nach dem anderen unter meinem Rocke unbemerkt hinaus zu schaffen. Als ich sie vor mir in der Stube hatte, tanzte ich vor Freuden herum wie ein Wahnwitziger, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß es ein gemeines Verbrechen sei, dessen ich mich schuldig gemacht hatte. Ich war nur überselig in dem Bewußtsein, die unvergleichlichen Blätter mein eigen zu nennen."

„Na ja, so geht es immer, bis das dicke Ende nachkommt. Als Sie den Krempel an den Mann bringen wollten, nahm man Sie natürlich beim Kragen — nicht wahr?"

Hudetz sah ohne Verständniß in das harte, faltige Gesicht —

„An den Mann bringen?" wiederholte er. „Verkaufen? — Ja ich wollte sie doch nicht verkaufen!"

„Aber was, zum Henker, wollten Sie denn sonst? — Wenn man hungert und friert, stiehlt man doch nicht zu bloßem Privatvergnügen."

„Ich hatte in der That keine andere Absicht als die, mich Tag für Tag und Stunde für Stunde an

dem Anblick meiner Lieblinge weiden zu können. Vielleicht, ja, wahrscheinlich hätte ich sie ihren rechtmäßigen Eigenthümern freiwillig zurückgebracht, sobald mir die Tragweite meiner Handlung zum Bewußtsein gekommen wäre. Aber die Justiz war schneller als mein Gewissen. Der Diebstahl wurde schon nach wenig Tagen entdeckt, und der Verdacht konnte sich auf keinen Anderen lenken als auf mich. Die Polizisten kamen, um Haussuchung zu halten und sie fanden mich in das Anschauen meines Raubes versunken. Alles weitere geschah dann, wie es eben nicht anders geschehen konnte."

„Und statt in ein Irrenhaus, wie sich's gebührt hätte, sperrte man Sie in's Gefängniß! Ja, ja, das ist so die Weisheit der Herren von der Polizei und vom grünen Tisch! Uebrigens könnte ich die ganze Geschichte ja eben so gut für Schwindel halten; aber ich will sie glauben, — na, weil ich sie eben glauben will. Sie können also meinetwegen wohnen bleiben! Das heißt — recht verstanden! — wenn Sie pünktlich bezahlen, und wenn Sie sich nicht wieder in was verlieben, das Ihnen nicht gehört! Was vorbei ist, ist vorbei! Ein Raubmörder, der seine Strafe abgesessen hat und ein anständiger Kerl werden will, ist mir lieber als ein reicher Halsabschneider oder Leuteschinder, dem keine Polizei und kein Gericht was anthut und vor dem alle Welt auf dem Bauche liegt. Aber keine neuen Streiche,

das will ich mir ausgebeten haben! Uebrigens, wovon leben Sie denn eigentlich? Mit dem Studiren ist es jetzt doch wohl Essig?“

Hudetz hatte seinen Blick wieder dem schwelenden Lampendocht zugewendet, als wäre es dieser, zu dem er spräche.

„Meine Hoffnungen und Aussichten waren für immer vernichtet. Als ich meine Strafe verbüßt hatte, wurde ich vor einen höheren Polizeibeamten geführt, und dieser eröffnete mir, daß ich innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht nur die Stadt Breslau, sondern das Gebiet des preußischen Staates überhaupt zu verlassen habe. Ich bin ja in einem kleinen galizischen Städtchen geboren und oesterreichischer Staatsangehöriger. In Deutschland aber wird, wie mir der Beamte sagte, Ausländern, die wegen eines gemeinen Vergehens bestraft sind, der Aufenthalt grundsätzlich nicht mehr gestattet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich wie ein Verbrecher in meine Heimath geschafft werden würde, sobald die hiesigen Behörden von meinem Dasein Kenntniß erlangten.“

„Darum also die Angst vor der Polizei! Und weshalb gehen Sie nicht freiwillig dahin, wo Sie hergekommen sind? Haben Sie denn keine Familie?“

„Meine Mutter ist längst todt; mein Vater war ein unverbesserlicher Trinker und sitzt seit Jahren halb

blödsinnig im Armenhause, meine beiden älteren Schwestern, die als Dienstmädchen nach Wien gingen, sind auf schlechte Wege gerathen und längst verschollen."

Die Alte stützte die Arme wieder auf die Tischkante und grub die knochigen Finger in das unordentliche weiße Haar.

„'S ist überall dasselbe Elend! Die Kinder der armen Leute müßten in der ersten Stunde ersäuft werden wie die jungen Katzen. Das wäre noch eine Liebe, die man ihnen damit erwiese."

„Was könnte ich in meiner elenden Vaterstadt beginnen?" fuhr Hudetz fort. „Ich müßte unfehlbar verhungern, denn ich tauge nicht zum Handelsmann und für körperliche Arbeit bin ich zu schwach. Hier in dem großen Berlin aber kann man sich auf hundertfältige Arbeit sein tägliches Brod verdienen. Ich sammle Inserate für die Tageszeitungen und schreibe gelegentlich kleine Lokalnotizen, die mir von den Redaktionen bezahlt werden, ohne daß man mich viel um meine Legitimation und um meine Verhältnisse befragte. Aber das ist schließlich nur Nebensache. Das Wichtigste ist, daß ich mein Werk da unten in Galizien nimmermehr vollenden könnte."

„Ihr Werk? — Was für ein Werk?"

„Einen Versuch über altniederländische Malerei, insbesondere über die Brüder van Eyck. Es wird ohne=

dies unvollkommen genug bleiben, was das historische Material anbetrifft, denn ich muß ja sehr vorsichtig sein bei meinen Studien und viele wichtige Quellen bleiben mir deshalb verschlossen. Aber die herrlichen Werke der Brüder von Maaseyck in der Königlichen Gemälde-Gallerie sind mir doch immer zugänglich. Es achtet da niemand mit besonderer Aufmerksamkeit auf einen von den Hunderten, die sich unaufhörlich durch die Säle bewegen."

„So? — Und wenn nun das Werk fertig ist, werden Sie dann ein ordentliches Stück Geld dafür bekommen?"

„Geld? Wohl kaum! Ich werde es vielleicht sogar auf meine eigenen Kosten drucken lassen müssen. Aber es ist mir ja auch nicht um Geld zu thun, sondern um meine Rechtfertigung, um den Beweis, daß ich kein gemeiner Verbrecher bin, — um die Reinigung meines Namens von dem Schimpf jener ehrlosen That!"

Seine eintönige Stimme war nicht lauter und wärmer geworden, als er dies sprach: aber in den letzten Worten zitterte etwas wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. Frau Haberland sah ihn verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Na, dann beeilen Sie sich nur mit ihrem Werk, damit Sie's noch erleben, daß es fertig wird! Und jetzt gehen Sie zu Bett. Es ist nicht gut für Sie, bis Mitternacht aufzusitzen."

Er folgte dem neuen Befehl ebenso gehorsam wie ihrer vorigen Weisung. Als er dann bei dem flackernden Licht einer Kerze in seiner armseligen Stube stand, blickte er verwirrt umher und griff mit beiden Händen an die Stirn.

Was hatte er gethan! Was war über ihn gekommen, daß er sein ängstlich gehütetes Geheimniß einer wildfremden Person in der ersten Stunde der Bekanntschaft preisgegeben — daß er sich auf Gnade oder Ungnade in die Hände eines rohen, ungebildeten Weibes geliefert hatte! Wenn sie nun morgen hinging ihn anzuzeigen, um den vorausgezahlten Zins behalten und ihr Zimmer von Neuem vermiethen zu können! Ein Zittern überlief seinen Körper, als er daran dachte. Aber bei alledem fühlte er doch etwas wie eine Erleichterung, hatte er eine unbestimmte Empfindung, als ob seine Kräfte plötzlich gewachsen seien. Und die jäh aufgestiegene tödtliche Angst wich ebenso schnell und unerklärlich einem Bewußtsein fast behaglicher Sicherheit als er durch die dünne Wand den trockenen, bellenden Husten der Alten hörte.

Er legte sich nieder und seine blassen Lippen zuckten wie zu einem Lächeln. — Zum ersten Mal in seinem einsamen Leben hatte er ja eine Vertraute, eine Mitwisserin seiner geheimsten Hoffnungen und Sorgen!

Schnell und angenehm, fast wie ein schöner, lebhafter Traum vergingen Marie von Brenckendorf die Stunden ihres ersten Besuches im Hause des Generals.

Der alte Herr hatte nicht gesäumt, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen, und es waren kaum vierundzwanzig Stunden seit seiner Unterredung mit Wolfgang vergangen, als er die unbequemen Treppen zu Mariens Wohnung erstieg. Seine weltmännische Liebenswürdigkeit und der herzliche Ton, in welchem er sich über ihre stolze Zurückhaltung beklagte, hatten die erste, leicht begreifliche Verlegenheit der jungen Dame rasch besiegt und ihr Zutrauen gewonnen. Wenn wirklich einige Bitterkeit gegen die reichen Verwandten in ihrem Gemüth Wurzel gefaßt hatte, so war es dem heiteren Geplauder des Generals in weniger als einer Viertelstunde gelungen, sie bis auf den letzten Rest zu beseitigen. Unbedenklich und mit einer Freudigkeit, welche vielleicht noch deutlicher als sie es beabsichtigt hatte, verrieth, wie ihr damit nun ein lange gehegter Herzenswunsch in Erfüllung ging, hatte sie seine Einladung angenommen. Und nun war die Aufnahme, welche man ihr in dem vornehmen aristokratischen Heim an der Viktoriastraße bereitet hatte,

wahrlich ganz danach angethan gewesen, all' ihre Erwartungen und Hoffnungen durch die schöne Wirklichkeit weit in den Schatten zu stellen.

Der General war trotz seiner weißen Haare artig und ritterlich wie der jüngste Kavalier, und in der schwerfälligen wortkargen Ruhe seiner wohlbeleibten Gemahlin fand Marie viel eher eine gewisse anheimelnde Gemüthlichkeit als etwas Abstoßendes und Erkältendes. Cilly aber offenbarte die ganze übersprudelnde Lustigkeit und Frische ihres sprühenden Temperaments, und ihre fröhliche Ausgelassenheit wirkte bald so ansteckend auf Marie, daß die beiden jungen Damen vertraulich lachten und scherzten, als hätten sie niemals aufgehört, im engsten verwandtschaftlichen Verkehr mit einander zu leben.

„Eigentlich ist es nicht sehr schmeichelhaft für meine Brüder, daß du noch gar nicht nach ihnen gefragt hast“, sagte Cilly einmal, als sie Marie in ihr Boudoir geführt hatte, um sie die dort in reizendem Durcheinander aufgestapelte Fülle allerliebster Nichtigkeiten bewundern zu lassen. „Du und Engelbert, ihr waret doch bei unserem unvergeßlichen Besuch in deinem Elternhause die dicksten Freunde.“

„Wirklich? Ein wie gutes Gedächtniß du hast, liebe Cilly!“ erwiderte Marie, sehr angelegentlich ein paar zierliche Meißner Figürchen betrachtend. „Nun,

ich hoffe, deine Herren Brüder befinden sich bei guter Gesundheit."

„Ich bedanke mich in ihrem Namen für diesen rührenden Ausdruck deiner Theilnahme. Ja, es geht ihnen ganz gut. Engelbert steht bei den Dragonern. Er ist ein wenig gewachsen, seitdem er dich damals bei der kleinen Ueberschwemmung über die Straße trug."

Marie vermied es noch immer, ihrer Cousine das Gesicht zuzuwenden.

„Und Lothar?" fragte sie rasch. „Mein Bruder sagte mir, daß er im Begriff sei, die richterliche Laufbahn einzuschlagen."

„Ja — leider! — Es ist unbegreiflich! Und er war schon nahe daran, Landrath zu werden. Aber er läßt nicht mit sich reden, in dieser Sache so wenig wie in allem Anderen. Im Großen und Ganzen ist er da unten, wo er das Landrathsamt verwaltete, ein wenig sonderbar geworden, der gute Lothar! Nun, du wirst ihn ja heute noch wiedersehen; aber ich wette, daß Engelbert dir hundertmal besser gefällt als er!"

„Ist es gestattet darin zu blättern?" warf Marie ein, auf ein Album für Photographieen deutend, das ihr als Ablenkungsmittel für diese unaufhörlichen Hinweise auf ihren Vetter Engelbert sehr willkommen schien. Und als Cilly bereitwillig bejahte, ließ sie

ihre Blicke ziemlich gleichgültig über die Portraits der Damen und Herren hingleiten, die ihr sammt und sonders unbekannt waren. Nur das Cabinetbildniß eines in ganzer Figur dargestellten jungen Herrn, der das kleidsame Costüm eines italienischen Edelmannes aus dem sechszehnten Jahrhundert trug, fesselte um der Schönheit und Ritterlichkeit der ganzen Erscheinung willen ihre Aufmerksamkeit.

„Ein prächtiger Kopf!“ sagte sie. „Das Original dieses Bildes muß sich in der Maskerade sehr gut ausgenommen haben!“

Cilly schaute ihr über die Schulter und lachte fröhlich auf.

„Das will ich meinen! — Und du erkennst ihn nicht? — Es ist ja Engelbert. — Nun, er wird sich sehr geschmeichelt fühlen durch deine Anerkennung.“

Marie blätterte rasch weiter.

„Du wirst ihm meine Aeußerung doch nicht wiederholen? Ich bitte dich inständig, liebste Cilly, das zu unterlassen.“

„Nun ja, wenn es dich beruhigt — meinetwegen. Uebrigens hättest du dich nicht zu fürchten brauchen, daß er dir daraufhin gleich eine Liebeserklärung machen würde. Sein Herz ist zwar entzündlich wie Sprengpulver, aber, wenn ich nicht irre, lodert es augenblicklich für ein anderes Ideal! Miß Victoria — die

Königin der Luft — hat es ihm angethan mit ihrem lang nachwehenden rothblonden Haar und ihrem Riesen-Doppel-Saltomortale durch den halben Saal. Wie ich ihn kenne, ist er während der nächsten vier Wochen für alle anderen Pfeile aus Amors Köcher vollständig unverwundbar."

Mit großen, verwunderten Augen sah Marie ihre Cousine an.

„Das ist natürlich nur ein Scherz? Wenn dein Bruder wirklich solche Neigungen hätte, würde er dich doch wohl kaum zu seiner Vertrauten machen."

„Und warum nicht? Wir machen uns gegenseitig kein Geheimniß aus so harmlosen Dingen."

„Harmlos? Wenn sein Herz, wie du sagst, für eine Luftspringerin in Flammen steht?"

„Aber, liebster Schatz, wozu wäre er denn ein Lieutenant? Steckte ich in seiner Haut, ich würde es genau so machen, die Jugend ist so kurz und man sieht's an meinem Bruder Lothar, was für langweilige Philister aus den tugendhaften Duckmäusern werden."

Das war in einem Tone so felsenfester Ueberzeugung gesprochen, daß Marie unwillkürlich lächeln mußte.

„Eine recht hübsche Anschauungsweise für ein junges Mädchen," sagte sie scherzend, „und da es wahrscheinlich nicht deine Absicht ist, einen von den

langweiligen Philistern zu heirathen, so würdest du es also ganz natürlich finden, daß dein Gatte mit vierwöchentlichem Programmwechsel Tänzerinnen und Luftkünstlerinnen seine Huldigung dargebracht hat, ehe es ihm einfiel, sich in den Hafen der Ehe zu retten?"

Cilly schaute ein wenig nachdenklich drein: aber der alte Uebermuth lachte ihr doch rasch genug wieder aus den dunkeln Augen.

„Ich würde mich einfach gar nicht um die Vergangenheit meines Mannes kümmern", entschied sie mit großer Bestimmtheit. „So lange ich mir nicht durch überflüssige Neugier selbst meine Illusionen zerstöre, kann ich mir ja getrost einreden, er sei ein weißer Rabe gewesen."

„Da sind deine Ansprüche allerdings bescheidener als die meinigen! Ich würde von dem Manne, dem ich mein ganzes Dasein zu eigen geben soll, nicht um ein Titelchen weniger fordern, als er von mir verlangen zu dürfen glaubt."

„Wie lange wirst du dann nach dem Rechten suchen müssen, arme Marie!" meinte Cilly mit einem drolligen Ausdruck des Mitleids. „Nur im Fantasieland leben solche Männer."

„So harre ich eben geduldig auf einen Prinzen aus diesem Lande. Aber vielleicht siehst du trotz deiner bewundernswürdigen Weltkenntniß die Un-

tugenden des starken Geschlechts schwärzer als sie wirklich sind. Nanntest du denn vorhin nicht selbst deinen Bruder Lothar als eine rühmliche Ausnahme?"

„Ja, der!" lachte Cilly. „Aber er ist dafür auch Einer von denen, die nie eine Frau bekommen. Oder hättest du etwa Lust dich seiner zu erbarmen? Es wäre wahrhaftig ein menschenfreundliches Werk!"

Diesmal wurde Marie nicht roth wie vorhin, als sie so rasch über das Portrait ihres Vetters Engelbert hinweg gegangen war, sondern sie stimmte herzlich in die lustige Neckerei ihrer Cousine ein. Arm in Arm verließen sie nach einer Weile das Boudoir, und als ihr Blick zufällig auf den Flügel traf, fragte Cilly:

„Wollen wir ein wenig musiciren?"

„Ich habe seit zwei Jahren keine Taste berührt, und ich müßte fürchten, mich nicht gerade mit Ruhm zu bedecken."

„O, wir sind ja ganz unter uns! — Komm, du begleitest mich, und ich singe einige von meinen Liedern. Du hast nicht zu besorgen, daß dir allzu Schwieriges zugemuthet werde; denn bei Wagner bin ich noch nicht angekommen."

Sie blätterte in ihren Musikalien und legte ein Heft von Koschat's Kärntnerliedern auf den Notenständer.

„Das getraue ich mich allerdings noch vom Blatt

zu spielen", meinte Marie nach einem kleinen Versuch und bald tönte Cillys jugendliche Stimme frisch wie Lerchengezwitscher durch den Salon.

„Es geht ja prächtig", sagte sie, als das erste Lied zu Ende war. „Noch eines, Mariechen?"

„Gewiß! — Es ist ein wahres Vergnügen, dir zuzuhören."

Sie präludirte und Cilly setzte ein:

„Hab di amol blos g'segen,
A Blick und 's war aus,
Und si der Zeit her war
Ka Ruah mehr in Haus."

Da fiel von der offenen Thür her der kräftige Bariton einer ungeschulten, aber wohlklingenden Männerstimme ein:

„In's Feld bin i zogen,
's hat müassen so sein,
Denn der Kopf war für'n Kaiser,
Doch das Herz, das war dein!"

Marie hatte ihr Spiel nicht wohl mitten in der Strophe unterbrechen können; als sie jetzt aber das Köpfchen von den Noten erhob, waren ihre Wangen mit einer allerliebsten Röthe überhaucht.

„Grüß Gott, liebe Cousine! — ‚Denn der Kopf war für'n Kaiser, doch das Herz, das war

dein!' — Könnte ich mit einer zärtlicheren Versicherung unsere alte Freundschaft erneuern?"

In liebenswürdiger Unbefangenheit war Engelbert näher getreten und streckte ihr nun die Hand entgegen, von der er rasch den weißen Handschuh abgestreift hatte. Mit einem leisen Zögern legte Marie die ihrige hinein, und der Dragoner fühlte das zaghafte Zurückzucken der schlanken Finger, als er sie ritterlich an seine Lippen führte. Leuchtend hingen seine Augen an ihrem lieblichen Gesicht.

„Also eine Künstlerin sind Sie geworden, Cousinchen?" fuhr er fort, da sie ihm keine Antwort gab. „Sie müssen mich gelegentlich eine Probe Ihrer Meisterschaft sehen lassen; denn ich habe wahrhaftig einen heidenmäßigen Respekt vor solchen Dingen. Was malen sie denn eigentlich? Jedenfalls doch wohl Blumen und appetitreizende Stillleben mit todten Schnepfen und angebissenen Aepfeln!"

„Ich habe überhaupt keinen Anspruch darauf, für eine Malerin zu gelten," erwiderte sie, ihren Blick noch immer geflissentlich auf einen der an der Wand hängenden Kupferstiche richtend, „und Wolfgang hat sehr unrecht gethan, von meinen unbedeutenden Versuchen zu sprechen."

Zum ersten Male hatte sie eine heiß aufsteigende Empfindung der Scham bei dem Gedanken an ihre

Arbeit um das tägliche Brod. Ja, sie hatte sich für einen Moment versucht gefühlt, trotzig zu verleugnen, was ihr sonst eine Quelle der Genugthuung und stolzen Selbstgefühls gewesen war. Engelbert aber, den der ernste, fast herbe Ton ihrer Antwort vielleicht fürchten ließ, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben, glitt leicht über den peinlichen Augenblick hinweg.

„Natürlich sind Sie keine competente Richterin über Ihre eigenen Leistungen", meinte er lächelnd. „Doch muß ich freilich auf jede Gefahr hin offen bekennen, daß meine ganze Bewunderung in diesem Augenblick einer Künstlerin gilt, die größer ist als Sie und als alle männlichen und weiblichen Maler von Apelles bis auf Hans Markart, — der Künstlerin Natur nämlich, die aus dem kleinen, flachshaarigen Mädelchen, das in meiner Erinnerung spukte, eine so wunderschöne junge Dame gemacht hat."

Marie hätte ihre Cousine dafür umarmen können, daß sie sie jetzt der Nothwendigkeit einer Antwort überhob.

„O, du bist ja sehr hübsch im Zuge", hatte Cilly mit einem kleinen Anflug von Bosheit gerufen. „Und Miß Victoria — die siebzehnjährige Perle von einer Equilibristin? Ist sie schon wieder entthront?"

Der Lieutenant zeigte nicht die mindeste Verlegenheit.

„Erinnere mich nicht an diese Blamage!“ sagte er heiter. „Nie wieder lasse ich mich darauf ein, das Alter einer Person zu taxiren, die sich in einer Wolke von Cigarrendampf fünfzig Fuß über meinem Haupte befindet. Die „Königin der Luft“ ist seit beiläufig zwanzig Jahren die glückliche Gattin eines Virtuosen auf der freistehenden Leiter, und fünf ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge arbeiten bereits allabendlich am dreifachen Reck. Idyllisch — nicht wahr?“

Seine Selbstverspottung klang so drollig, daß auch über Mariens Gesicht ein kleines Lächeln huschte, und Engelbert betrachtete sie noch immer viel zu aufmerksam, als daß es ihr hätte entgehen können.

„Wie ich meine Schwester kenne, hat sie ohne Zweifel bereits ihr Möglichstes gethan, mich bei Ihnen anzuschwärzen“, meinte er, „aber Sie müssen mir versprechen, ihr nur die Hälfte zu glauben! Sie offenbart nämlich in der Regel in ihren Berichten über meine Schandthaten eine Fantasie, um die mancher Dichter sie beneiden könnte.“

Cilly blieb ihm die Antwort nie schuldig, und wenn Marie auch diesmal ihre Verlegenheit viel schwerer überwand, als dem General gegenüber der Fall gewesen war, so übte doch der heitere, neckische Plauderton, der zwischen den Geschwistern üblich war, endlich auch auf sie eine ansteckende Wirkung. Als

Engelbert einige lustige Kasernengeschichten, die er mit unnachahmlichem Humor vorzutragen wußte, zum Besten gab, stimmte sie ohne Zurückhaltung in Cillys munteres Lachen ein, und wenn er gelegentlich an passender oder unpassender Stelle eine Huldigung für sie mit einfließen ließ, deren kühne Vertraulichkeit sie aus jedem anderen Munde mit Entrüstung erfüllt haben würde, so war dabei in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit so viel Einschmeichelndes und Gewinnendes, daß sie nicht die geringste Neigung fühlte, ihm zu zürnen.

„Du reitest doch auch, Marie?“ fragte Cilly mit einem ihrer unberechenbaren, plötzlichen Einfälle, als ihr Bruder eben eine ergötzliche Anekdote von equestrischem Character erzählt hatte, „Engelbert wird ohne Zweifel einen viel amüsanteren Kavalier abgeben, wenn er künftig bei unseren Morgenritten auch dich an seiner Seite hat.“

Sie hatte gewiß nicht beabsichtigt, sich einer Unzartheit schuldig zu machen; aber der sorglos fröhliche Ausdruck verschwand so jäh aus Mariens Zügen, als hätte sie plötzlich wie im Lichte eines grell aufzuckenden Blitzstrahls die gähnende Tiefe des Abgrundes erkannt, der sie von diesen glücklichen, auf den sonnenbeschienenen Höhen des Lebens wandelnden Menschenkindern trennte. Mit der Naivität der Jugend hatte sie sich bisher der

holden Täuschung hingegeben; sie hatte sich in den prächtigen Salons bewegt, als wäre dies ihre eigentliche Welt, und sie war nahe daran gewesen, über dem behaglichen Luxus ihrer Umgebung das dürftige Stübchen im dritten Stock zu vergessen, in welches sie doch nach Verlauf weniger Stunden zurückkehren mußte. Eine wild schmerzliche Empfindung namenloser Bitterkeit, wie sie ihr gleich grausam und überwältigend kaum am Sarge des Vaters gekommen, preßte ihr das Herz zusammen, und in einem fast rauhen Ton, dessen trotzige Herbheit die ahnungslose Cilly nothwendig auf das Äußerste befremden mußte, gab sie zurück:

„Nein, ich reite nicht! — Man pflegt sich dergleichen in meinen Verhältnissen nicht zu gestatten!"

Das verwöhnte Töchterchen des Generals, das sich durch die unmotivirte Unfreundlichkeit ihrer Cousine empfindlich verletzt fühlte, verzog schmollend die frischen Lippen und verfiel in ein hartnäckiges Schweigen. Die ausgelassene Fröhlichkeit der drei jungen Leute hatte plötzlich einen fatalen Riß erhalten und Engelbert bot umsonst all' seine kleinen Künste auf, um die vorige angenehme Stimmung wieder herzustellen.

Vielleicht begrüßte darum auch er den Eintritt seines Vaters als willkommene Befreiung aus einer unbehaglichen Situation. Der General entschuldigte sich in den verbindlichsten Ausdrücken bei seiner Nichte,

daß dienstliche Angelegenheiten ihn für eine Weile gehindert hätten, sich ihr zu widmen, und nach einem kurzen Geplauder von etwas gezwungenem Character hatte er sowohl für Engelbert als für Cilly kleine Aufträge, welche den Geschwistern keinen Zweifel lassen konnten, daß er mit Marie allein zu bleiben wünsche. Gehorsam folgten sie dem leicht verständlichen Wink, und mit einiger Verwunderung blickte Marie zu ihrem Onkel auf, als er nach der Entfernung der beiden ganz unvermittelt in einem väterlich herzlichen Tone sagte:

„Sie haben ja nun Gelegenheit gehabt, liebste Marie, meine Cilly kennen zu lernen, die Ihnen nach so langer Trennung wohl eine völlig fremde geworden war. Bekennen Sie mir doch recht aufrichtig, ob Sie sich mit dem kleinen Sprudelköpfchen befreunden zu können glauben!“

„Cilly hat mich mit Liebenswürdigkeiten buchstäblich überschüttet, und ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich nicht die herzlichste Zuneigung für sie empfände.“

„Wirklich? Sie glauben nicht, wie sehr mich das erfreut! Es macht mir endlich Muth, Ihnen den Wunsch auszusprechen, den ich schon seit unserm ersten Wiedersehen auf dem Herzen trage. Ich habe es oft beklagt, daß das Schicksal meiner Caecilie die natürlichste und beste Freundin in Gestalt einer Schwester versagt hat. Bei ihrer Ausgelassenheit und ihrer oft geradezu be-

denklichen Neigung, der ersten besten tollen Eingebung zu folgen, würde ich mir von dem freundschaftlichen Einfluß einer ruhigeren und abgeklärteren Natur die allergünstigste Wirkung versprechen, und es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie, liebe Marie, sich entschließen könnten, ihr fortan diese fehlende Schwester zu ersetzen."

Die junge Malerin verstand wohl nicht sogleich seine ganze Meinung.

„Wenn Cilly das unbedeutende Geschenk meiner Freundschaft nicht verschmäht, soll es ihr mit tausend Freuden gehören," sagte sie einfach. Der General aber drückte ihr mit einer sehr dankbaren Miene die Hand.

„Und Sie willigen ein, uns künftig — das heißt, schon von diesem Tage an eine liebe Hausgenossin zu werden, nicht wahr? Die Tochter des Obersten von Brenckendorf, der nicht nur mein naher Verwandter, sondern auch mein bester und treuester Jugendfreund war, hat von vornherein ein Recht darauf, mein Haus wie ein Vaterhaus zu betrachten. Es hat mich aufrichtig betrübt, daß Sie sich in der langen Zeit dieses Rechtes nicht ein einziges Mal erinnert zu haben scheinen."

Mariens Athem ging schneller und ihre Augen glänzten vor innerer Bewegung.

„Das ist ein großmüthiges Anerbieten," sagte sie,

„zu großmüthig vielleicht, als daß ich daran denken dürfte, es anzunehmen."

„O, ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen! Von irgend welcher Großmuth ist da nicht die Rede, und ich habe Ihnen kein Geheimniß daraus gemacht, daß ich sogar recht egoistische Nebengedanken habe. Außerdem aber, liebe Marie — Ihr unvergeßlicher Vater hat mir einst in seinen jungen Jahren einige Dienste erwiesen, für die ich mich niemals werde genügend dankbar zeigen können. Es wäre mir geradezu eine Kränkung, wenn Sie mich der Möglichkeit beraubten, es auch nur zu versuchen."

Hätte er ihr bei seinem ersten Besuch, ja, hätte er ihr noch vor einer Stunde diesen Vorschlag gemacht, sie würde ihn sicherlich zurückgewiesen haben unter dem Eindruck der unbesieglichen Empfindung, daß es doch nur eine nothdürftig verschleierte Wohlthat sei, welche man ihr da erweisen wolle. Jetzt aber regte sich neben dieser peinlichen Empfindung eine Stimme in ihrem Herzen, welche sie mit sehr einschmeichelnden Gründen überreden wollte, daß ihr Sträuben eine Thorheit und ihr Ablehnen wirklich eine Beleidigung sein würde für den General. Konnte es denn nicht Wahrheit sein, was er von seiner Dankesschuld gegen ihren verstorbenen Vater sagte? Sie wußte, daß er als junger Offizier bei Weitem der ärmere von Beiden

gewesen war und daß ihn erst seine Heirath in den Besitz großer Reichthümer gebracht hatte. Lag es da nicht sehr nahe, anzunehmen, daß ihr Vater, dessen Hülfsbereitschaft für seine Freunde stets weit über sein Vermögen hinaus ging, ihn oft genug thatkräftig unterstützt und vielleicht sogar aus schlimmen Verlegenheiten gerettet habe? Und war es nicht am Ende ganz natürlich, daß er der Tochter des Freundes heimzahlte, was er dem Freunde selbst nicht mehr vergelten konnte? Wohl vermochte sie selber nicht recht an die Stichhaltigkeit solcher Erwägungen zu glauben; aber es gab da noch ein Uneingestandenes, Mächtiges in ihrem Innern, das sie mit zwingender Gewalt verhinderte, die erste, rasche Weigerung aufrecht zu erhalten. Sie hatte ihren Fuß in das gelobte Land des Reichthums gesetzt, sie hatte sich für wenig Stunden umschmeichelt gefühlt von allen Annehmlichkeiten eines vornehmen, sorgenlosen Daseins, und sie betrachtete diese Welt des Glanzes, für die doch auch sie durch ihre Geburt bestimmt war, nicht mehr, wie es noch gestern der Fall gewesen, mit halb wehmüthiger und halb heiterer Resignation, sondern mit einer brennenden Sehnsucht, deren qualvolle Bitterkeit sie ja erst vor wenig Minuten in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte.

Sie kämpfte mit sich selber; aber der Kampf war kurz und sein Ausgang war von vornherein entschieden.

Als der General, welcher taktvoll genug gewesen war, ihr einige Minuten des Nachdenkens zu gönnen, mit eindringlicher Herzlichkeit seine Frage wiederholte, antwortete sie ihm mit einem zaghaft geflüsterten Ja, und die Anwandlung von Reue, die ihr noch in dem nämlichen Augenblick kommen wollte, verflüchtigte sich schnell, als er — einen väterlichen Kuß auf ihre Stirn hauchend — sagte:

„Ich wußte ja, daß Sie zu edel denken, um sich durch kleinliche Regungen eines falschen Stolzes zu einem unfreundlichen Nein bestimmen zu lassen, und ich hoffe, daß Sie die Entschließung dieser Stunde niemals bereuen werden!"

Als hätte sich Seine Excellenz just für den rechten Augenblick die erwünschte Unterbrechung bestellt, erschien Friedrich in der Thür, um einen Besuch von dienstlichem Charakter zu melden. Der General entschuldigte sich und bat Marie um die Erlaubniß, sie zu seiner Gemahlin zu führen. Im Vorzimmer aber stießen sie auf den eben heimgekehrten Lothar, und nachdem der General mit wenig raschen Worten die Wiederanknüpfung der Bekanntschaft vermittelt hatte, ließ er sie mit ihm allein.

Marie fühlte dem älteren Vetter gegenüber nichts von jener Athem beklemmenden Verlegenheit, von welcher sie vorhin bei dem Eintritt Engelberts zu

ihrem eigenen Verdruß überrascht worden war. Sie hatte ihm ganz unbefangen in das ernste Gesicht gesehen und seine unschönen Züge hatten ihr unwillkürlich Cillys unbarmherzige Worte in's Gedächtniß zurückgerufen, daß ihr Bruder Lothar Einer von denen sei, die niemals eine Frau bekommen. In der That, es war sehr wenig wahrscheinlich, daß ein Mann von solchem Aussehen der Ruhe eines weiblichen Herzens jemals gefährlich werden konnte, und Marie empfand eine stille Heiterkeit bei der Erinnerung an den Vorschlag, welchen die übermüthige Cilly jenen Worten angefügt hatte.

Aeußerlich freilich zeigte sie wenig von dieser guten Laune. Es war ihrem Gefühl nach etwas so Steifes und Erkältendes in dem Wesen Lothars, daß auch sie unwillkürlich eine vornehme und reservirte Haltung annahm. Cillys überschwängliche Zärtlichkeit und der kameradschaftlich vertraute Ton, welchen Engelbert ohne Weiteres angeschlagen, hatten sie so rasch heimisch gemacht in diesem Hause, daß sie die ruhige Höflichkeit Lothars fast wie etwas Verletzendes empfand. Er sagte ihr keine Artigkeit über ihr Aussehen oder ihre künstlerischen Talente wie die Anderen, sondern er hielt es zu ihrer unangenehmen Verwunderung für angemessen, nach wenigen gleichgültigen Redensarten ein ziemlich ernsthaftes Thema anzuschlagen.

„Ich bin dem Zufall dankbar, der mir gestattet, für eine kurze Zeit allein mit Ihnen zu sprechen", äußerte er, „denn ich kann wohl annehmen, daß Sie einigen Einfluß auf Ihren Bruder besitzen, und ich möchte Sie bitten, sich dieses Einflusses in einem ganz bestimmten Sinne zu bedienen."

Zum erstenmale schoß es Marie bei dieser Erwähnung Wolfgangs durch den Sinn, daß bisher Keiner von den Anderen ihres Bruders gedacht hatte, und daß man stets schnell darüber hinweg gegangen war, wenn sie einmal bei diesem oder jenem natürlichen Anlaß seinen Namen nannte. Sie hatte dieser Erscheinung kein Gewicht beigelegt, und in einem eigenthümlichen Trotzgefühl, für das sie selber keine rechte Erklärung hatte, fühlte sie sich jetzt fast geneigt, ein Gleiches zu thun.

„Einfluß?" wiederholte sie kühl. „Ich glaube kaum, daß man es so nennen darf. Jedenfalls ist er der Aeltere von uns Beiden, und ich denke nicht daran, ihn irgendwie bevormunden zu wollen."

„Das muthe ich Ihnen nicht zu. Aber Wolfgang ist im Begriff, einen Entschluß zu fassen, der auch Sie nahe berührt. Er will mit dem Beginn seiner zahnärztlichen Praxis den Freiherrntitel und das Adelsprädikat ablegen. Ich kann mir nicht denken, daß Sie mit dieser Verleugnung seiner Herkunft einverstanden seien."

Das war wieder derselbe überlegene und — wie sie es im Stillen nannte — schulmeisterliche Ton, durch welchen er schon das siebenjährige Mädchen geärgert hatte. Sie warf den Kopf ein wenig in den Nacken und sagte sehr bestimmt:

„Ich billige seine Absicht im Gegentheil vollkommen! Man darf nicht davor zurückschrecken, die Consequenzen seiner eigenen Handlungen zu ziehen. Wenn von einer Verleugnung seiner Herkunft überhaupt die Rede sein kann, so machte mein Bruder sich derselben nicht erst jetzt, sondern viel eher, schon damals schuldig, als er sich einem Beruf zuwandte, welcher schwerlich die Zustimmung seiner Familie, wenigstens sicherlich niemals diejenige meines Vaters gefunden haben würde. Es erscheint mir nur als eine richtige Würdigung der Situation, wenn Wolfgang nun auch den zweiten Schritt auf dem einmal eingeschlagenen Wege thut.“

Lothar sah sie in ehrlichstem Erstaunen mit großen Augen an.

„Und das wäre Ihre wirkliche Meinung? Sie lebten wahrhaftig in dem Glauben, daß es irgend eine anständige Art des Erwerbs gäbe, die einen Mann von adliger Geburt in der Achtung vernünftiger Leute herabsetzen könnte?“

Der Verdruß über die Zurechtweisung, deren er sich unterfing, trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Wenn ich mich wirklich zu diesem thörichten Glauben bekennen müßte, möchten Sie mir nicht freundlich gestatten, bei demselben zu verharren?“

„Ich bedauere von ganzem Herzen, daß es ein Irrthum war, als ich in Ihnen eine Bundesgenossin gegen den Eigensinn meines Freundes zu finden hoffte. Ich bedaure es auch um Ihretwillen, denn die Art, in welcher das Leben uns früher oder später solcher Vorurtheile entwöhnt, pflegt in der Regel eine ziemlich schmerzhafte zu sein.“

Marie preßte die Lippen zusammen, als müsse sie gewaltsam eine heftige Entgegnung zurückdrängen. Lothar aber mußte das nicht wahrgenommen haben, denn er fuhr ruhig fort:

„Uebrigens zweifle ich noch immer, daß Sie in Wahrheit Ihrer innersten Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben. Sie bringen sich ja in Widerspruch mit Ihrer eigenen Handlungsweise, denn ich weiß aus Wolfgangs Munde, daß Sie im rühmlichen Streben nach Unabhängigkeit nicht verschmähten, mit der Arbeit Ihrer Hände Ihren Unterhalt zu verdienen.“

Mit einer stolzen Bewegung wandte sich Marie zur Thür.

„Sie zürnen mir?“ fragte Lothar, ohne eine besondere Bestürzung zu verrathen. „Wollen Sie mir

nicht das verwandtschaftliche Recht einräumen, ehrlich zu sein?“

„Ehrlich?“ — Sie wandte ihm das blonde Köpfchen zu, und er sah, wie der mühsam unterdrückte Unwille aus ihren schönen Augen sprühte. „Ich erwarte von Jedem, daß er ehrlich gegen mich sei, nicht nur von meinen Verwandten. Aber ich werde nicht jeder beliebigen Unzartheit und Rücksichtslosigkeit gestatten, sich hinter dies wohltönende Wörtchen zu flüchten!“

Sie bereute die unfreundliche Erwiderung, fast ehe sie ausgesprochen war. Hätte Lothar jetzt ein einziges freundlich einlenkendes Wort der Entschuldigung gehabt, so wäre der peinliche Eindruck dieses ersten, unerfreulichen Gespräches durch eine Unterhaltung über unverfänglichere Dinge vielleicht noch zu verwischen gewesen; aber er erwiderte nichts und machte keinen Versuch sie zu halten. Nach einem flüchtigen Zaudern ging sie hinaus, von Herzen froh, Cillys muntere Stimme schon wieder in einem benachbarten Zimmer zu vernehmen.

Bei der Mittagstafel, die um fünf Uhr abgehalten wurde, brachte der General, nachdem er dem aufwartenden Diener zugewinkt hatte, sich zu entfernen, Mariens Gesundheit aus und machte dabei mit eini-

gen geschickten, herzlich klingenden Worten den Seinigen die Mittheilung von der bevorstehenden Vergrößerung des Familienkreises. Außer der Generalin, welche Marie mit vollen Backen freundlich zunickte, schien Niemand etwas derartiges erwartet zu haben, aber die Begeisterung, mit welcher sowohl Cilly als Engelbert die Neuigkeit aufnahmen, war darum nur desto schmeichelhafter für die junge Malerin. Der Dragonerlieutenant, welcher an ihrer Seite saß, hatte sich erhoben, und während er den Oberkörper tief herabneigend, sein Glas an das ihre klingen ließ, traf sie ein so beredter Blick seiner klaren Augen, daß sie in neuer Verwirrung die Lider senkte. Sie bemerkte darüber nicht, daß auch Lothar ihr den schäumenden Champagnerkelch entgegengestreckt hatte, und erst Cillys lachender Zuruf mußte sie darauf hinweisen. Sie wollte ihre Unachtsamkeit entschuldigen, denn sie fühlte ohnedies ein aufrichtiges Bedauern über ihr voriges Benehmen gegen Lothar, und es würde ihr sicherlich leicht geworden sein, ein scherzendes Wort des Schuldbekenntnisses und der Reue zu finden, wenn sie auch nur das geringste Anzeichen des Gekränktseins oder des Schmollens in seinen Mienen gelesen hätte. Aber es war eine so gelassene Freundlichkeit in der Art, wie er ihr zutrank, ein — wie sie meinte — so überlegen huldvoller Ausdruck des Wohlwollens in seinen

Augen, daß sie trotz aller guten Vorsätze nicht zur Ausführung ihrer Absicht gelangte und daß es bei einem kurzen, wortlosen Zusammenstoßen der Gläser sein Bewenden hatte.

Und fast derselbe Vorgang wiederholte sich, als Cilly, von den neckischen Geistern des Weines nur noch übermüthiger gemacht, gegen das Ende des Diners plötzlich ausrief:

„Aber ist es nicht furchtbar komisch, Marie, daß sie dich Alle so förmlich mit Sie anreden, als wärest du nicht eine leibliche Nichte und Cousine, sondern irgend eine Prinzessin von Trapezunt? Auf, füllt Eure Gläser und trinkt Brüderschaft mit einander, wie sich's gehört! — Auf unverbrüchliche Freundschaft, und auf du und du!"

Engelbert warf einen raschen, forschenden Blick zu seinem Vater hinüber. Da aber das freundliche Lächeln nicht von dem Gesicht des Generals verschwunden war, nahm er Cillys Vorschlag sogleich mit gewohnter Lebhaftigkeit auf und unter Scherz und Gläserklang wurde die heitere Ceremonie vollzogen.

„Den Bruderkuß dürft Ihr Euch schenken!" sagte Cilly. „Das thue ich für Euch Alle!"

Und sie küßte Marie auf den Mund, daß es schallte.

Zwischen Lothar und seiner Cousine aber war

auch jetzt kein Wort gewechselt worden, und so glücklich sich auch Marie im Kreise dieser prächtigen, liebevollen Menschen fühlte, mit so unumstößlicher Gewißheit stand es doch in ihrem Herzen fest, daß der Anblick dieses klugen, ernsten Gesichts mit seiner unveränderlichen, beleidigenden Ruhe stets einen Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Freude träufeln würde.

Es war merkwürdig genug, daß sie sich trotzdem ein paar Minuten lang aufrichtig ärgerte, als Lothar bald nach aufgehobener Tafel aus dem Familienkreise verschwunden war. Natürlich sah sie darin nur einen neuen Beweis angeborener Unhöflichkeit, und sie faßte im Stillen den feierlichen Entschluß, ihn fortan auch ihrerseits mit vollkommener Gleichgültigkeit zu behandeln.

Engelbert hatte ohne Weiteres auf seine geliebte Cigarre verzichtet, um die beiden Damen auf dem Spaziergang im Wintergarten zu begleiten, zu welchem Cilly plötzlich Lust verspürt hatte. Als seine Schwester dann für eine kurze Zeit abgerufen wurde, wußte er Marie sehr geschickt mit dem Hinweis auf einige besonders prächtig blühende Orchideen zurück zu halten. Seine botanischen Kenntnisse waren äußerst gering, und er bemühte sich durchaus nicht, diese Lücke in seinem Wissen heuchlerisch zu verhüllen; aber die Unzahl drolliger Bemerkungen, mit denen er bei offenem Eingeständniß seiner mangelhaften Bildung diese oder

jene Pflanze zu charakterisiren versuchte, erschien Marie ungleich unterhaltender, als es selbst die gründlichsten und geistreichsten wissenschaftlichen Belehrungen sein konnten.

Sie waren zuletzt vor einer oreodoxa regia von seltener Schönheit stehen geblieben, deren herrlich entwickelte Krone sich fast unmittelbar unter dem Glasdach des Wintergartens ausbreitete.

„Wie heißt es doch in des wackeren Simon Dach unsterblichem Liebesliede?“ fragte Engelbert, „Ist da nicht auch von einem Palmbaum die Rede?“

„Ja“, erwiderte Marie arglos, und mit halblauter Stimme citirte sie, das liebliche Antlitz sinnend zu der Krone des schlanken Stammes emporgerichtet, die einfachen, innigen Verse:

„Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.“

„Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!“ wiederholte Engelbert, sie mit seinen heißen Blicken fast verzehrend. Und dann, einem unbezwinglichen Verlangen seines vom Wein erregten Blutes nach-

gebend, beugte er sich über das holdselige Mädchenantlitz herab und küßte sie auf den Mund.

Mit halb geschlossenen Augen duldete Marie die Liebkosung, ohne sie zu erwidern. Aber als er nun seinen Arm um ihre Gestalt legen und sie fester an sich ziehen wollte, machte sie sich los und flüchtete bis an den Eingang des Wintergartens zurück. Ihre Wangen glühten und halb abwehrend, halb bittend hatte sie beide Hände erhoben.

„O, nicht so, Engelbert, nicht so!“ sagte sie leise. „Ich bitte dich von ganzem Herzen!“

Der Dragoner hatte bei ihrem raschen Entweichen etwas verblüfft und unbehaglich dreingeschaut, denn er fürchtete vielleicht, daß sie eine fatale Scene herbeiführen würde. Jetzt aber leuchtete es triumphirend und siegesgewiß in seinem hübschen Gesicht.

„Ich hätte es ja leicht, mich zu entschuldigen,“ erwiderte er, seine Stimme nun ebenfalls dämpfend und ihr langsam näher tretend, „denn du warst mir den Bruderkuß noch immer schuldig geblieben. Aber ich liebe die Advokatenkniffe nicht, und so kann ich zu meiner Rechtfertigung nur den alten Königsberger Professor verklagen und dies kleine ungestüme, rebellische Ding da in meiner Brust!“

„Seid Ihr denn noch immer hier?“ schallte es

von der Glasthür her. „Mein Gott, wie interessante Dinge müßt Ihr Euch zu erzählen haben!“

Ein flehender Blick aus Mariens schimmernden Augen, auf deren feuchtem Grunde er gut genug ein gar verheißungsvolles Leuchten sah, traf das Antlitz Engelberts. Sie hatte keine Zeit mehr gehabt, ihm zu antworten, doch auch dieser Blick war eine Antwort gewesen, dessen Deutlichkeit ihm wohl genügen mußte.

„Gewiß, äußerst interessante!“ bestätigte er lächelnd der eintretenden Cilly. „Wir haben eine Probe gemacht auf das berühmte Wort, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle.“ —

Er führte die Damen hinaus, und bald nachher verabschiedete sich Marie, um noch einmal, zum letzten Mal, in ihr bisheriges Heim zurück zu kehren. Es gab ja noch mancherlei zu ordnen und herzurichten, ehe ihre Uebersiedlung in das Haus des Generals erfolgen konnte und sie hatte sich darum im lebhaften Kampfe gegen Cillys Drängen eine dreitägige Frist für diesen Schritt ausgebeten, der eine so bedeutsame Wendung in ihrem Leben bedeutete.

Fast überwältigt von den zauberischen Eindrücken dieses Tages lehnte sie das Köpfchen in die bequemen Polster zurück. Sie fühlte sich todtmüde, aber ein seliges Lächeln war auf ihren Lippen. Vor ihr lag

die Zukunft wie ein unendlicher blühender, sonnenbeschienener Garten, und sie war so glücklich, so über alles irdische Maß hinaus glücklich, wie es eben nur ein junges Menschenherz sein kann, dem sich das Wunder der ersten Liebe erschlossen hat.

Ueber Nacht war der erste Winterschnee gefallen, und nun blies um die Mittagsstunde bei unbewölktem Himmel der Wind noch recht ungeberdig und rauh in die weiß verhüllten Straßen. Mit vorgebeugtem Kopfe kämpfte sich Joseph Hudetz, von dem Kältegefühl sichtlich bis in's Mark durchschauert, über den freien Platz des Lustgartens vor dem Museum. Derselbe Wind, welcher die Wangen und Nasen der Anderen so lustig röthete, hatte ihn nur noch um eine Schattirung bleicher und fahler werden lassen; die dunklen Schatten unter seinen Augen zeichneten sich schärfer ab als sonst, und die Umrisse seiner hageren Gestalt markirten sich erbarmungswürdig schmal und eckig unter dem langen Havelock-artigen Mantel, den der Sturm zu toller Unförmlichkeit aufbauschte.

Die Katalog-Verkäufer am Fuße der großen Freitreppe mußten ihn bereits kennen, denn sie verschmäh-

ten es, ihm ihre Waare anzupreisen. Oder sie hielten ihn vielleicht auch für einen jener Unglücklichen, die sich zur Winterszeit in die öffentlichen Kunstsammlungen flüchten, weil es für sie keine andere Möglichkeit giebt, die Wohlthat eines geheizten Raumes zu genießen.

Ohne einen Blick auf die mächtigen Trümmer der Gigantomachie vom Altar zu Pergamon in der Rotunde und auf die Skulpturen im Erdgeschoß zu werfen, stieg Hudetz zu dem ersten Stockwerk empor. In dem großen Oberlichtsaale zur Linken, wo des Peter Paul Rubens ewig junge Meisterwerke hängen, blieb er eine kleine Weile stehen — ähnlich einem frommen Kirchenbesucher, der zaudernd in der Vorhalle verharrt, damit alles irdische Denken und der unreine Odem der Straße von ihm abgethan sei, ehe er seinen Fuß in das eigentliche Heiligthum setzt.

Denn sein Allerheiligstes war nicht dieser prunkende Saal mit den üppigen, in kühner Farbenpracht und überquellender Daseinsfreude leuchtenden Gestalten, sondern ein kleines, abseits gelegenes Zimmerchen, dessen Thür sich zur Rechten öffnete, und daran weitaus die meisten anderen Besucher achtlos vorüber gingen.

Nur zwei Wände dieses Kabinets waren mit Bildern geringen Umfanges bedeckt, und diese unscheinbaren Gemälde in ihren schlichten, alterthümlichen

Umrahmungen behandelten durchweg Gegenstände, die auf die Neugier der großen Menge keinen Reiz zu üben vermögen. Außer dem uniformirten Beamten, der sich mit äußerst gelangweiltem Gesicht auf einen Stuhl neben der Thür niedergelassen hatte, blieb Hubetz lange Zeit der Einzige in dem kleinen Raume. Keine verständnißlose Phrase und kein platter Scherz, wie sie an solchem Orte nur zu häufig laut werden, störte die weltvergessene Andacht, mit welcher er sich in die Betrachtung seiner kostbaren Lieblinge versenkte.

Wie oft hatte er diese kleinen Portraits, den „Mann mit den Nelken" und das Bildniß des fast abenteuerlich häßlichen Tuchhändlers Giovanni Arnolfini, bereits betrachtet, wie zahllose Viertelstunden hatte er vor dem Christuskopf und den kleinen Madonnenbildern des Jan van Eyck bereits zugebracht! Und doch vermochte er an ihnen immer neue Reize und künstlerische Feinheiten zu entdecken, — doch erfüllte ihn immer tiefere, immer liebevollere Bewunderung für den wackeren alten Meister, der als schlichter Handwerksmann mit unendlichem Fleiß und kindlich frommem Herzen eine neue Kunst in's Leben gerufen und den Größeren, die nach ihm kommen sollten, den Weg zur Erreichung der höchsten Ziele gewiesen hatte.

Schon wollte er sich zum Gehen wenden, um das Hauptwerk der Brüder von Maaseyck und den Stolz

des Berliner Museums, die Altargemälde von Sankt Bavo zu Gent, aufzusuchen, als sein Blick auf ein winziges Bildchen zunächst dem Fenster fiel, von dem er sofort wußte, daß es früher nicht da gewesen war. Es war ohne Zweifel eine neue Erwerbung; denn statt der üblichen Katalognummer trug es nur auf einem kleinen Schildchen die Bezeichnung:

„Jan van Eyck, Madonna im Rosenhag."

Eine fiebrische, fleckige Röthe der Aufregung trat auf Hudetz' Wangen, während er mit weit vorgeneigtem Oberkörper das unscheinbare Holztäfelchen betrachtete, dessen bemalte Fläche von der ausgespreitzten Hand eines großen Mannes wol zu bedecken gewesen wäre. Was war alles Schöne und Bewunderungswürdige, das der Meister von Brügge sonst geschaffen, was waren selbst seine Genter Altarbilder neben diesem kleinen Meisterwerk!

„Iohes de eyck me fecit anno 1435," war mit zierlichen, kaum wahrnehmbaren Buchstaben in die Steinbank eingemeißelt, neben welcher die Gottesmutter in ihrem weich herabfließenden weißen Mantel stand. Mehr als vier Jahrhunderte also waren über diese malerische Schöpfung hinweg gegangen, und doch prangte sie in einer so durchsichtigen, leuchtenden Reinheit und Frische der Farben, als hätte erst vor wenig Tagen des Meisters Hand den letzten Pinselstrich gethan —

Und eine wie naive rührende Gläubigkeit, eine wie staunenswerthe Sicherheit des künstlerischen Ausdruckes, und vor Allem ein wie unermüdicher, ehrlicher, schaffensfreudiger Fleiß offenbarte sich auf dieser winzigen, handgroßen Fläche! So holdselig demüthige Lieblichkeit verklärte kaum irgend ein Rafaelisches Madonnenantlitz, und selbst die größten Meister späterer Jahrhunderte hatten ihren Heiligengestalten kaum eine so weltentrückte, wahrhaftige, tief innerliche Frömmigkeit aufzuprägen vermocht, als sie hier die Züge der im Vordergrunde vor dem segnendeu Kindlein knieenden Barbara zeigten.

Und die Landschaft, in deren Mitte der Meister seine Figürchen gestellt hatte, — sie bot vielleicht das Höchste und Vollendetste, was sich an zierlicher Ausführung und Belebung des Details ersinnen ließ. Wohl waren dem naiven flandrischen Sohne des vierzehnten Jahrhunderts die strengen Gesetze perspektivischer Zeichnung noch ein siebenmal versiegeltes Buch gewesen, und die mangelnde Kunst in der Behandlung des Lufttons löste die landschaftliche Ferne viel zu wenig von den Gestalten im Vordergrunde los; aber diese Schwächen bedeuteten nichts gegenüber den hundert und aber hundert entzückenden Feinheiten in der Ausgestaltung jeder Einzelheit der Scenerie, wie belanglos dieselbe auch immer für die Gesammtwirkung des Bildes

erscheinen mochte. Es war, als habe er jedes Blatt und jede Blüthe der tief grünen Rosengebüsche im Vordergrunde mit zärtlicher Sorgfalt einzeln malen wollen; und die kleine, saubere, altniederländische Stadt in der Ferne, deren Fläche leicht genug mit einem silbernen Fünfmarkstück zu verdecken gewesen wäre, war mit steil aufsteigenden Gäßchen und ihrem volksbelebten Marktplatze so anschaulich und lebendig dargestellt, als hätten dem Künstler die zarten Finger hülfsbereiter Elfen für diese mit gewöhnlichen Pinseln kaum noch ausführbaren Miniaturmalereien zur Verfügung gestanden.

Ein Geräusch hinter seinem Rücken ließ Hudetz in heftigem Erschrecken aus seiner Verzückuug empor fahren. Der Kopf schmerzte ihn in Folge der angestrengten Concentration des Gesichtssinnes und als er sich rasch umwandte, wankte er in einer Anwandlung von Schwindel gleich einem Trunkenen. Der Museumsbeamte war noch immer der Einzige, welcher sich außer ihm in dem kleinen Cabinet befand; aber während er den Eintretenden vorhin nicht der geringsten Beachtung gewürdigt hatte, waren seine Augen jetzt mit einem Ausdruck lebhafter Verwunderung auf Hudetz gerichtet. Und dieser prüfende Blick, der vielleicht nichts Anderes war als eine Aeußerung argloser Neugierde, erfüllte den ehemaligen Studenten mit einer Empfindung Athem beklemmender Angst. Wie kam der Mann dazu, ihn

so durchdringend und forschend anzusehen? Warum hegte er Mißtrauen gegen ihn? Hatte er ihn vielleicht gar im Verdacht, daß er einen Diebstahl ausführen wolle wie im Kupferstichkabinet zu Breslau? In äußerster Verwirrung kehrte Hudetz sein Gesicht wieder den Bildern zu; aber er fühlte den mißtrauischen Blick, auch ohne ihn zu sehen und langsam, Schritt für Schritt, schob er sich klopfenden Herzens gegen den einzigen Ausgang des kleinen Raumes hin. Noch in der Thür erwartete er, daß der Mann ihn anrufen und nach seinem Namen fragen werde. Aber nichts derartiges geschah, und ungehindert konnte er den Saal mit den Riesengemälden des Rubens und seiner Schüler durchschreiten.

Tief aufathmend blieb er in einem der angrenzenden Corridore stehen. Sein Erschrecken war sehr thöricht gewesen — gewiß! Seine beständig gereizte Einbildungskraft hatte ihm einen Streich gespielt — nichts weiter! Wie sollte der Beamte dazu kommen, einen Argwohn gegen ihn zu hegen? Er hatte sich ganz unauffällig benommen, und in seiner äußeren Erscheinung war doch am Ende nichts, das ein besonderes Mißtrauen erwecken konnte.

Aber wenn er nun doch richtig gesehen hatte? Wenn es vielleicht eine Uebereinkunft zwischen den einzelnen Museumsverwaltungen gab, nach welcher sie

sich das Signalement derjenigen mittheilten, die einmal bei einem Galeriediebstahl betroffen worden waren? Der beängstigende Gedanke nahm in seinem aufgeregten Gehirn sofort eine fürchterliche Wahrscheinlichkeit an. Was wollte es am Ende beweisen, daß er schon so oft unbehelligt diese Räume durchwandert hatte? Man hatte ihn eben unter den vielen Anderen nicht bemerkt, oder die Museumsdiener, die sonst hier postirt gewesen, hatten sich jenes Signalements nicht erinnert! Jetzt aber, wo das Mißtrauen des Einen einmal geweckt worden war, jetzt würden auch alle übrigen auf ihn aufmerksam werden. Man würde ihn auf Schritt und Tritt beobachten, würde vielleicht der Polizei einen Wink geben, ein Geheimpolizist würde ihn um seine Legitimationspapiere befragen, und dann — o, er wußte nur zu gut, was dann das Ende sein würde: ein Zwangstransport in die Heimath, eine Vernichtung der letzten Hoffnung, die ihn noch an dies elende, gehetzte, kaum zu ertragende Dasein fesselte!

Wie geistesabwesend stierte er auf des jüngeren Teniers „Versuchung des heiligen Antonius,“ vor der er seit zehn Minuten stand. Ein Fieberschauer schüttelte seinen Leib. Die abenteuerlichen Ungeheuer auf dem Bilde schienen plötzlich Leben zu gewinnen und sich in einem tollen Wirbeltanze zu bewegen. Von der plötzlichen Furcht gepackt, daß er hier krank oder ohnmächtig

zusammenbrechen könnte, ging Hudetz mit beschleunigten Schritten denselben Weg zurück, den er gekommen war. Als er den offnen Eingang des kleinen Kabinets passirte, zog es seinen Blick mit unwiderstehlicher Gewalt dahin. Ein breiter Streifen hellen Wintersonnenscheins lag über dem kleinen Bilde zunächst dem Fenster. Scharf und körperlich hob sich die Madonna in ihrem weißen Mantel von dem grünen Rosengehege ab. Der Fuß des Fliehenden zauderte, denn eine schier unnatürliche, zwingende Lockung ging für ihn von dem winzigen Gemälde aus. Er meinte der Versuchung einzutreten nicht länger widerstehen zu können, — da hob der Beamte, der noch immer auf seinem Stuhle hockte, das gelangweilte Gesicht, sein erster Blick streifte die hagere Gestalt in dem weiten, fadenscheinigen Mantel und jetzt glimmte vielleicht wirklich etwas wie ein leises Mißtrauen in seinen Augen auf. Hastig, zitternd, die Entgegenkommenden anrennend, und fast ohne zu sehen, wohin er trat, eilte Hudetz die Treppe hinab und durch die Vorhalle hinaus in's Freie; der scharfe, eisige Wind, der ihm entgegen blies, kühlte seine pochenden Schläfen nicht. Was vorhin nur wie eine ferne unwahrscheinliche Möglichkeit in seinem Kopfe aufgedämmert war, hatte sich ihm jetzt zu unumstößlicher Gewißheit gesteigert: er war da drinnen erkannt worden, — er wurde beargwohnt, — und er durfte seine Besuche in der

Bilder-Galerie nicht wiederholen, wenn er nicht die Gefahr der polizeilichen Ausweisung über sich heraufbeschwören wollte — diese Gefahr, vor der er heftiger zitterte als vor dem Gedanken an den Tod.

Die Thränen liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es bemerkte, während er über das holprige Pflaster am Spreeufer dem Norden zustrebte. War es denn überhaupt der Mühe werth, weiter zu leben, wenn ihm auch diese letzte Daseinsfreude für immer entzogen wurde? That er nicht hundert mal besser, durch einen Sprung über das Eisengeländer der steilen Uferböschung all' dem Jammer ein kurzes Ende zu bereiten? Wie sollte er seine Arbeit fertig stellen, wenn undurchdringliche Mauern ihn von dem Anblick der Werke trennten, über die er schrieb? — Und jetzt — gerade jetzt, wo er ein Kleinod gefunden, das ihm bereits bei der ersten, kaum den Gesammteindruck erschöpfenden Betrachtung hundert neue Anregungen gegeben, hundert neue Ausblicke eröffnet hatte! — Ließ sich die Vorstellung ertragen, daß er es niemals — niemals wiedersehen sollte?

Mit keuchendem Athem und verwirrten Gedanken stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor. Die Wirthin stand am Heerd und rührte in einem dampfenden, unangenehme Zwiebelgerüche ausströmenden Topfe. Mit ihrer starkknochigen, abgemagerten Gestalt, ihren harten Zügen und dem wirren grauen Haar legte sie

den Vergleich mit den Bewohnerinnen einer Hexenküche nahe genug. Sie nahm von dem Eintritt ihres Miethers anscheinend keine Notiz, aber als er eben die Thür seiner Stube hinter sich schließen wollte, redete sie ihn an:

„Machen Sie sich darauf gefaßt, einen Besuch zu bekommen! Ich glaube, es wird Ihnen nicht angenehm sein, aber ich kann nichts dagegen thun.“

Welch' eine neue Hiobspost war es, die da auf ihn wartete!

„Einen Besuch?“ wiederholte er, bemüht seine Gedanken zu sammeln. „Wer könnte das sein?“

„Der Gerichtsvollzieher!“ sagte sie, gleichmüthig in ihrer Beschäftigung fortfahrend. „Es ist merkwürdig, was für eine Anhänglichkeit diese Art von Menschen für mich hat. Ich war noch nicht sechs Jahr' alt, da nahm ein solcher Kerl — damals hieß er Exekutor — meiner Mutter das letzte anständige Kleid weg, das sie im Schranke hatte, und den Schrank dazu. Seitdem ist kein einziges Jahr vergangen, ohne daß ich die verdammte Uniform nicht einmal oder ein paar Mal hätte zur Thür hereinkommen sehen. Alle Anderen können Einen vergessen, — der nicht, und wenn ich einmal kalt und todt auf dem Lumpenbündel von einem Bett liege, wird noch

der Gerichtsvollzieher kommen und sein Protokoll aufnehmen: „Zwangsvollstreckung fruchtlos ausgefallen, weil nichts Pfändbares da war als ein todtes altes Weib.“

Sie hustete heftig und lange. Es war, als ob sie mit der Gefahr der Erstickung zu kämpfen habe: zum ersten Male machte Hudetz die Wahrnehmung, daß sie seit dem Beginn ihrer Bekanntschaft um Vieles hinfälliger geworden war. Aber es gab jetzt näher liegende Sorgen als diese. Der angekündigte Besuch mußte unter allen Umständen verhindert werden.

„Um was handelt es sich denn?“ fragte er. „Ist die Summe groß?“

„Für Rothschild nicht — für mich, ja! Es sind Steuern oder so was. Das bezahl’ ich nie! Was hab’ ich denn davon? Vielleicht, daß unter den Linden Asphaltpflaster gemacht wird für die Hofequipagen und elektrisches Licht für die reichen Faulenzer, die sich des Abends da herumtreiben? Sie sollen einer armen Frau meinetwegen das Hemd vom Leibe nehmen, wenn sie’s verantworten können! Freiwillig aber — freiwillig geb’ ich nicht einen Pfennig!“

Hudetz strich sich das dunkle Haar aus der Stirn.

„Ich werde die Steuern für Sie bezahlen, Frau Haberland“, sagte er mit einem leisen Seufzer. „Wir dürfen nicht erst den Gerichtsvollzieher kommen lassen.“

Es war ihr nicht der Mühe werth, auch nur den Kopf zu erheben.

„Da auf dem Tisch liegt der Mahnzettel", meinte sie, „bis heute Abend muß es in Ordnung sein."

Sie kostete von ihrer Suppe, um dann noch eine Hand voll Salz hinzuzufügen. Trotz des rauhen Gleichmuths, den sie an den Tag legte, war doch ein markanter Zug von Lebensmüdigkeit auf dem harten alten Gesicht mit dem fest zusammengepreßten, zahnlosen Munde.

Hudetz nahm den Zettel und las den darauf angegebenen Betrag. Derselbe war nicht groß, aber er überstieg die kleine Baarschaft, über welche der ehemalige Student noch verfügte, doch um ein Beträchtliches. Er war es ja gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben, und die Einkünfte waren in den letzten Tagen besonders spärlich geflossen, weil er sich mit vermehrtem Eifer seiner wissenschaftlichen Arbeit hingegeben hatte.

„Es wird mir hoffentlich gelingen, das Geld noch rechtzeitig zu beschaffen", sagte er, den Zettel zusammenfaltend und sich zum Gehen wendend.

„Wollen Sie nicht zuvor etwas essen?" rief ihm die Alte nach. „Brodsuppe mit Zwiebeln — ich setze sie Ihnen nicht auf die Rechnung."

Aber er lehnte mit einigen Dankesworten ab.

Nicht um den höchsten Lohn hätte er jetzt einen Bissen über die Lippen bringen können. Unten auf der Straße überlegte er eine Weile, was sich unternehmen ließ, um die fehlende Summe aufzubringen. Dann erinnerte er sich eines Weinhändlers, von dem er wiederholt kleinere Insertions-Aufträge für verschiedene Berliner Zeitungen erhalten hatte. Er war dem Manne seit geraumer Zeit nicht mehr lästig gefallen, wenn er heute ein geneigtes Ohr bei ihm fand, mochte seine Provision hinreichen, das dringende Bedürfniß des Augenblicks zu befriedigen.

Aber die Aussichten schienen nicht sehr günstig, denn als Hudetz das kleine Kontor betrat, fand er den Weinhändler, einen alten Herrn von dem würdevollen Aussehen eines biblischen Patriarchen, in sehr eifrigem Gespräch mit mehreren Besuchern.

„Was wünschen Sie denn schon wieder?“ klang es ihm wenig ermunternd entgegen. „Kommen Sie ein anderes Mal! — Oder meinetwegen können Sie warten, bis ich Zeit habe, mich zu befassen mit Ihren Lappalien!“

Ohne eine Wort zu erwidern, schlich sich Hudetz in eine Ecke des kleinen, überheizten und von Cigarrendampf erfüllten Raumes. Er war entschlossen nicht eher von der Stelle zu gehen, als bis er seinen Zweck

erreicht hatte. Die rückständigen Steuern seiner Wirthin mußten ja bezahlt werden um jeden Preis.

Die Unterhaltung, welche der Patriarch mit seinen Kunden führte, war von schier unendlicher Dauer, und als dieselben schließlich gegangen waren, hatte er den stillen Besucher in der Ecke beim Ofen augenscheinlich vergessen. Er rechnete und schrieb, und das Kritzeln seiner Feder war lange Zeit das einzige Geräusch, welches die Stille der kleinen Arbeitsstube unterbrach.

Aber es war nicht nur Bescheidenheit, daß Hudetz noch immer schweigend uud regungslos auf seinem Stuhle hockte. Seine Gedanken hatten sich längst weltenweit von dem Zwecke seines Hierseins entfernt, und auf der schmucklosen, mit einer unsäglich häßlichen Tapete beklebten Zimmerwand, die er unausgesetzt anstarrte, hob sich längst von dem Hintergrunde blüthenbedeckter Rosenhecken die holdselige Gestalt der jungfräulichen Gottesmutter im lang niederwallenden, weißen Gewande ab, diese süßeste aller Madonnen, die er nie — nie mehr wiedersehen sollte!

Es war nicht gerade wunderbar, daß ihm das Bild mit fast all' seinen Einzelheiten im Gedächtniß haften geblieben war; aber es war merkwürdig, daß ihn gerade in Bezug auf das Antlitz der Maria seine Erinnerung vollständig im Stiche ließ. Und je mehr

er sein Gehirn zermarterte, um den verwischten Eindruck wieder herauf zu beschwören, desto hartnäckiger schob sich ein anderes, lichtblondes Köpfchen in den Rahmen des Phantasiegebildes ein, desto deutlicher trug die lichtumflossene Madonna im Rosenhag die lieblichen Züge jener vornehmen Flurnachbarin, deren entflohenes Vögelchen er einst mit Gefahr des eigenen Lebens vor mordgierigen Krähen errettet hatte. Und er fühlte sich plötzlich ergriffen von einer Empfindung namenlosen, heißen, inbrünstigen Sehnens, von einem unklaren und doch allgewaltigen Verlangen, das jede Fiber seines Wesens erfaßte, das ihm die Thränen in die Augen drängte und ihn doch zugleich in der dunklen Vorahnung einer Glückseligkeit erschauern ließ, der er keinen Namen zu geben wußte, obgleich es ihn unwiderstehlich trieb, sie mit dem Einsatz seines ganzen Daseins zu erringen.

Er hörte und sah es nicht, daß der Patriarch den gesammten Inhalt des Geldschrankes auf die Platte seines Pultes zählte. Der verführerisch helle Klang des Goldes erreichte sein Ohr so wenig wie das lockende Knistern der Kassenscheine, und es riß ihn erst aus seinen Träumereien auf, als eine jugendliche Frauenstimme aus dem Nebengemach rief:

„Ach, Papa komm' doch herein — nur für einen Augenblick! Unser Hugo hat eben gelächelt —

— wahrhaftig gelächelt. Die Wärterin sagt, sie habe das noch nie erlebt bei einem Kinde von kaum vier Wochen!“

In den Zügen des Patriarchen leuchtete es auf wie heller Sonnenschein. Als gälte es, ein Geschäft mit hundert Prozent Gewinn zu machen, eilte er zu der Thür des Nebengemaches. Und was hätte er wohl sechs Wochen früher demjenigen geantwortet, der ihm prophezeit hätte, daß er jemals ein paar tausend Mark unbeaufsichtigt bei unverschlossener Thür auf seinem Pulte liegen lassen würde, nur um das Lächeln eines Kindes von vier Wochen zu sehen? Er würde den Propheten für verrückt erklärt haben, das unterlag keinem Zweifel — aber er war eben damals noch nicht Großvater gewesen wie heute. —

Minute auf Minute verrann — eine lange Viertelstunde — und Joseph Hudetz war noch immer allein mit dem blinkenden Golde und den verführerisch bunten Kassenscheinen. Doch nicht für die Dauer eines Herzschlages wandelte ihn die Versuchung an, seine Hand auszustrecken nach dem fremden Gute. Der Tag neigte sich bereits dem Abend zu; seit dem frühen Morgen hatte er weder Speise noch Trank zu sich genommen, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß er die Mittel erlangen würde, um das Versäumte später nachzuholen. Aber er dachte nichtsdestoweniger

keinen Augenblick an die Möglichkeit, eine dieser glänzenden Münzen, eines dieser bunten Papiere an sich zu nehmen und mit unhörbaren Schritten das Weite zu suchen.

Er würde niemals aus Hunger gestohlen haben — niemals!

Der Patriarch trat wieder auf die Schwelle. Sein erster Blick streifte die zusammengekauerte Gestalt in der Ecke bei dem Ofen, — der zweite flog blitzschnell nach dem Pulte hinüber.

„Sie sind noch immer da?“ fragte er, und aus dem Klang seiner Stimme war es zu hören, wie schwer ihm sein beispielloser Leichtsinn noch nachträglich auf die Seele fiel. „Sind Sie die ganze Zeit hindurch da gewesen?“

„Ja“, erwiderte Hudetz bescheiden, „Sie forderten mich ja auf zu warten, bis Sie Zeit für mich haben würden.“

Der Patriarch brummte etwas vor sich hin und begann von Neuem sein Geld zu zählen. Es fehlte nichts davon, und als er es bis auf den letzten Thaler in den diebessicheren Eisenschrank eingeschlossen hatte, wandte er sich wieder gegen seinen Besucher.

„Ein Inserat soll ich geben für die „Morgenpost“ und für die „Abendglocken“ nicht wahr? Nun, ich habe nicht gesehen, ob es mir genützt hat in

meinem Geschäft, aber es hat mir auch nicht geschadet, denn mein Geschäft geht gut. Also sollen Sie es haben — das Inserat."

Er kritzelte einige Worte auf ein Blatt Papier, drückte seinen Firmenstempel darunter und reichte es dem erleichtert aufathmenden Hudetz.

„Ich danke Ihnen", erwiderte dieser, indem er hastig nach dem Hute griff und Miene machte, sich zu entfernen. Wohlgefällig streichelte der Patriarch seinen langen grauen Bart.

„Nun, warum haben Sie es denn mit einem Mal so eilig, da Sie doch Zeit hatten zu warten eine Stunde oder darüber? — Es ist Ihr Geschäft herumzulaufen und sich Annoncen-Aufträge geben zu lassen von Diesem oder Jenem! Nun ja — warum nicht? — Mancher wird sie geben und Mancher wird sie nicht geben. Es ist ein Geschäft wie jedes andere. Aber ich glaube es nicht, daß es ein gutes Geschäft ist — das heißt: ein einträgliches Geschäft — ich glaube es nicht."

„Freilich, man kann nicht reich davon werden", sagte Hudetz, dem der Boden unter den Füßen brannte.

Mit einem tiefsinnigen Lächeln wiegte der Patriarch das ehrwürdige Haupt.

„Reich?" wiederholte er. „Wovon kann man reich werden in diesen schweren Zeiten? Wer Gottes

Segen nicht hat auf seinem Geschäft, der bleibt ein armer Teufel sein Leben lang. Soll ich Ihnen etwas sagen, junger Mann? Als ich war in Ihren Jahren oder darunter, bin ich hierher gekommen mit fünf Groschen in der Tasche und hab' nicht gewußt, wo ich mein Haupt hinlegen sollte in der Nacht. Und da an der nämlichen Stelle, wo Sie stehen, habe ich gestanden und gebeten um eine Zehrung für meinen Weg. Aber der, der damals der Herr war in diesem Haus, war übel gelaunt und hieß mich von dannen gehen mit einem unfreundlichen Wort. Ich sage, nicht daß es recht von ihm war, denn wer da hat, der soll seinem Bruder geben, daß er auch habe. Aber wir sind Alle nur Menschen und haben unsere Fehler wie Menschen. Also ging ich still hinaus und kaute auf einem Strohhalm, weil mich hungerte, wie einen gesunden Menschen von zwanzig Jahren hungert, der in fünfzehn Stunden nichts Warmes und nichts Kaltes gespürt hat zwischen den Zähnen. Und wie ich im Finstern die Treppe hinabgehe, da stößt mein Fuß an was Hartes, und wie ich es aufhebe, ist es ein Geldbeutel mit elf harten Thalern. Elf Thaler sind nicht viel für Einen, der im Ueberflusse sitzt; aber es ist sehr viel für Einen, der seit fünfzehn Stunden hungert, und nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegt in der Nacht. Nun, was meinen Sie, daß ich gethan habe? Umgekehrt

bin ich, den Geldbeutel hab' ich auf den Tisch gelegt und gesagt: Zählen Sie's nach, ob etwas fehlt von dem was darin gewesen ist! — Was soll ich Ihnen sagen? Von Stund an bin ich geblieben als Gehülfe hier im Hause und sechs Jahre später habe ich geheirathet die Tochter von demselben Manne, der mich hinausgeschickt hatte mit einem harten Wort, als ich ihn gebeten um eine Zehrung für meinen Weg. Und dann bin ich Herr geworden im Haus und Gottes Segen ist gewesen auf meinem Geschäft. Nun, was meinen Sie, warum ich Ihnen erzählt habe die ganze alte Geschichte?"

Hudetz hatte ihm nur mit halbem Ohr zugehört, denn die Ungeduld verzehrte ihn, und er empfand nicht die geringste Theilnahme für die Erinnerungen des Patriarchen.

„Ich weiß in der That nicht", stammelte er, „es war gewiß ein sehr merkwürdiger Zufall — aber —?"

„Zufall — warum Zufall? — Und ich will es Ihnen gerade heraus sagen! Ihr Geschäft ist kein gutes Geschäft, denn Sie kommen dabei niemals auf einen grünen Zweig. Ich aber kann ganz gut noch einen ehrlichen, zuverlässigen Menschen brauchen für die Schreibstube und für] das Lager. Da melden sich so Viele mit den rechtschaffensten Gesichtern und

den schönsten Redensarten, und hinterher kann man froh sein, wenn sie nicht vielleicht gar schon im Gefängniß gesessen haben. — Nun, was ist denn, warum haben Sie's mit einem Male so eilig, junger Mann?"

Hudetz stand noch in der geöffneten Thür. Das Blatt, das er noch immer in der Hand hielt, war nicht viel weißer als sein Gesicht.

„Sie sind sehr gütig," stieß er hervor, „aber ich kann wirlich nicht — es geht nicht — und — und ich darf mich nicht länger aufhalten — guten Abend!"

Er rannte davon, als hätte er statt des menschenfreundlichen Anerbietens Stockschläge von dem Patriarchen erhalten. Seine Geschäfte in den Expeditionen der „Morgenpost" und der „Abendglocken" waren rasch erledigt, und er erreichte die Steuerkasse eben noch unmittelbar vor Thoresschluß. Als er wieder heraustrat, war sein Besitz an baarem Gelde geringer als die Baarschaft, mit welcher einst der Weinhändler nach Berlin gekommen war, um sein Glück zu machen. Er kaufte sich etwas Gebäck bei einer alten Frau, die trotz der schneidenden Kälte mit ihren Kuchenkörben im Lustgarten saß, und während er essend vor der großen Freitreppe des Museums auf und nieder ging, kehrten seine Gedanken zu dem einzigen Gegenstande zurück, der jetzt noch Interesse und Bedeutung für ihn hatte. Die Dunkelheit, welche ihn umgab, übte einen beruhigen-

den Einfluß auf ihn aus. Wie weit er auch von einer Empfindung der Sicherheit und des Geborgenseins entfernt war, er wagte sich doch endlich, ganz schüchtern der Vorstellung Raum zu geben, daß seine Befürchtungen von Mittags grundlos gewesen sein könnten, und er rang sich endlich nach vielen Zaudern und Verwerfen zu der Entschließung durch, morgen noch einmal auf jede Gefahr hin den Besuch der Galerie zu wiederholen. Er wollte die äußerste Vorsicht aufwenden und sich von dem eigentlichen Ziel seiner Sehnsucht so lange fernhalten, bis er die Gewißheit erlangt hatte, daß man ihn nicht beobachte. Wenn er die Augen offen hielt, mußte ihm ja unter allen Umständen noch Zeit genug zum Rückzuge bleiben, sobald sich irgend etwas Besorgniß Erregendes zeigte. Gestärkt und mit einem Gefühl der Spannung, wie es ihm in seinem aufreibenden Kampfe um's Dasein seit langem fremd geworden war, kehrte er nach langem Umherwandern in seine Wohnung zurück. Die Alte lag hustend und nach Athem ringend auf ihrem Bette. Seine Mittheilung, daß die bedrohliche Angelegenheit geordnet sei, schien sehr geringen Eindruck auf sie zu machen. Sie brummte nur etwas, das Hudetz nicht verstand, und auf seine besorgte Frage, ob sie sich vielleicht ernstlich unwohl fühle, fuhr sie ihn fast zornig an:

„Wenn's schon so wäre, könnten Sie mir etwa

helfen? Gehen Sie nur und legen Sie sich schlafen. Hat man dreißig Jahre allein gelebt, kann man am Ende auch allein krepiren!"

Er wagte es nicht, ihr zu widersprechen; aber seine Besorgniß, daß ihr etwas zustoßen könnte, veranlaßte ihn doch, sich in den Kleidern auf das Bett zu legen. Sein Schlaf war in Folge dessen unruhig und vielfach durch Träume unterbrochen, die fast den Charakter von Fieberphantasieen hatten. Erst gegen Morgen, als auch der bellende Husten der Alten minder häufig und beängstigend durch die dünne Scheidewand tönte, fiel er in tieferen, halbwegs erquickenden Schlummer.

Und er träumte, daß sich van Eycks Madonna im Rosenhag nicht mehr im Besitz der Berliner Galerie, sondern in seinem eigenen engen Stübchen befand. Das Bild schwebte frei in der Luft mitten im Gemache und es ging ein wunderbares Leuchten von ihm aus, ein überirdischer Glanz, der ihm zuletzt eine schmerzliche Empfindung in den Augen verursachte. Und diesen stechenden, bohrenden Schmerz fühlte er auch noch beim Erwachen. Der Kopf war ihm so schwer, daß er ihn nur nach Minuten langem Kampfe und mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft von dem Kissen zu erheben vermochte. Eine furchtbare Mattigkeit machte ihm selbst die geringfügigste Bewegung der Glieder zu peinvoller Anstrengung.

Sicherlich wäre er in seinem heutigen Zustande ganz unfähig gewesen, irgend einen Entschluß zu fassen, welcher moralischen Muth oder Spannkraft des Geistes zur Voraussetzung gehabt hätte. Aber der Vorsatz vom gestrigen Abend wirkte seltsamer Weise in ihm nach wie der Befehl einer höheren Macht, vor der es kein Entrinnen und gegen die es kein Widerstreben gab.

Er hatte sich nie so schwach, so hinfällig und so zaghaft gefühlt als gerade heute, und trotzdem stand es ihm unumstößlich fest, das er auf jede Gefahr hin in das Museum gehen werde.

Schon während er sich ankleidete, dachte er an nichts Anderes als daran. Er zauderte, den weiten grauen Mantel anzulegen, den ein betrügerischer Kleiderhändler ihm aufgeschwatzt hatte, und der in den Tagen seines Glanzes wohl für zwiefach breitere Schultern bequem genug gewesen war. Das auffällige Kleidungsstück mußte es ja den Beamten leicht machen, ihn wieder zu erkennen. Aber mit einem Mal ging es ihm durch den Sinn, wie mühelos man einen Gegenstand, der etwa die Größe des van Eyck'schen Madonnenbildes hätte, unter den Falten dieses Mantels würde verbergen können. Zwar vermochte sein schmerzendes Gehirn diesen sonderbaren Gedanken ebenso wenig fest zu halten wie irgend eine andere von den tausend abenteuerlichen Vorstellungen, die sich unablässig hinter

der fiebernden Stirne jagten; aber er hüllte seine hagere Gestalt nun doch ohne weiteres Zögern in das gefährliche Kleidungsstück ein und machte sich auf den Weg.

In einem fast ausschießlich von Arbeitern besuchten Kaffeekeller der Chausseestraße versuchte er ein einfaches Frühstück zu sich zu nehmen. Aber der erste Bissen schon quoll ihm im Munde, und die verpestete Luft des niederen Raumes, dessen Fenster nicht geöffnet worden waren, obwohl mehr als ein Dutzend Menschen sich rauchend und Schnaps trinkend bis zum Morgengrauen darin aufgehalten, verursachte ihm unerträgliche Uebelkeit. Er war wirklich nahe daran, ohnmächtig zu werden, und das mochte sich ziemlich deutlich auf seinem Antlitz ankündigen, denn ein älterer Mann in der gestrickten Wollenjacke eines Maurers, der sich neben ihn auf die hölzerne Bank geschoben hatte, redete ihn plötzlich an:

„Ihnen ist nicht ganz wohl — was? — Lassen Sie doch die Cichorienbrühe stehen, — davon wird es nicht besser! Nehmen Sie lieber einen Nordhäuser, der bringt Sie schon wieder auf die Beine!"

Er schob Hudetz das gefüllte Schnapsglas zu, das der Wirth soeben vor ihn niedergesetzt hatte, und der ehemalige Student hob es mit zitternden Fingern an die Lippen, als müsse er heute willenlos jede Weisung befolgen, die ihm von irgend einer Seite her zu Theil

wurde. Seit den Tagen seiner frühesten Kindheit hatte er stets einen unbezwinglichen Ekel gegen alle geistigen Getränke empfunden. Der bloße Geruch des Branntweins erweckte ihm mit Naturnothwendigkeit die Erinnerung an jene wüsten und grauenhaften Scenen, deren Zeuge er in seinem Elternhause, dem Hause des unverbesserlichen Schnapstrinkers, gewesen war. Und auch jetzt schüttelte ihn instinktiver Widerwille, als er den ersten, brennenden, abscheulich schmeckenden Tropfen auf seiner Zunge fühlte. Ein Erdarbeiter, der ihm gegenüber saß und ihn beobachtete, brach in rohes Gelächter aus; der Maurer aber ermunterte ihn gutmüthig:

„Nur hinunter damit! — Die Wirkung kommt erst, wenn man ihn im Magen hat."

Und sie ließ in der That nicht lange auf sich warten, diese Wirkung, die so wunderbar war und so unbeschreiblich wohlthätig. Wie ein Strom flüssigen Feuers rann es durch seinen Körper, als er mit furchtbarer Anstrengung den ganzen Inhalt des Glases hinab geschüttet hatte; der bohrende Schmerz in den Schläfen und den Augen verwandelte sich in einen dumpfen, um Vieles leichter zu ertragenden Druck, und ein Kraftgefühl, wie er es kaum je gekannt hatte, war urplötzlich an die Stelle der bisherigen Mattigkeit getreten.

Er besaß nicht mehr als zehn Pfennige, als er

die steile Kellertreppe wieder empor klomm. Aber diese Mittellosigkeit machte ihm keine Sorge. Er hatte überhaupt keine Sorgen in diesen glücklichen Augenblicken. Der Anblick eines eiligen Zeitungsjungen, der ihn mit seiner großen Mappe unsanft in die Seite gestoßen hatte, erinnerte ihn an sein Erlebniß vom gestrigen Abend, an den Patriarchen und an das menschenfreundliche Anerbieten desselben. Er lachte still in sich hinein bei der Vorstellung, wie sich das ehrwürdige Antlitz des Weinhändlers wohl verwandelt haben würde, wenn er ihm geantwortet hätte, daß er auch Einer von denen sei, die bereits im Gefängniß gesessen haben .... Als wenn es etwas so Außerordentliches wäre, dies Bestraftsein! .... Waren nicht zu allen Zeiten große Männer eingekerkert worden? Und gab es nicht unter den lebenden Berühmtheiten Einige, die in den Sturmjahren der Revolution sogar zum Tode verurtheilt worden waren? .... Frau Haberland hatte ganz recht: es saßen ebensoviel harmlose Menschen in den Gefängnissen als geriebene Schurken frei und unbehelligt umherliefen .... Am Ende kam es doch nur darauf an, sich nicht erwischen zu lassen!.. Was hatte es denn für die Allgemeinheit zu bedeuten, ob ein paar seltene Kupferstiche die Freude eines armen Studenten ausmachten, oder ob sie in den Mappen eines reichen Liebhabers verschlossen blieben! ... Nicht

einmal das Behagen und das Wohlbefinden dieses Liebhabers hätte es länger als für eine flüchtige Stunde zu stören vermocht, daß er die wenigen Blätter genommen, und er — er sollte es trotzdem büßen mit der Zerstörung seines ganzen Daseins? — Nein, das war keine Gerechtigkeit, — das konnte nicht der Wille desjenigen gewesen sein, welcher dem Weltenlauf seine ewigen Gesetze vorgeschrieben! Man hatte ein Recht, sich dagegen aufzulehnen .... und er wollte sich auflehnen — gewiß, es war sein fester Entschluß, das zu thun! — Wenn man nicht die Kraft besaß, diese unsinnige soziale Ordnung mit einem Ruck über den Haufen zu werfen, so mußte man sie verhöhnen, man mußte sich über sie lustig machen, wie die schwärmenden Mücken sich vielleicht über den starken, Alles beherrschenden Menschen lustig machen, den sie ungescheut reizen und peinigen, obwohl ein einziger Druck seines Fingers hinreichen würde, sie zu tödten, wenn er sie nur in seiner Gewalt hätte! .... Ja, wenn er sie hätte — das war eben der Humor davon! — Der Vergleich gefiel Hubetz außerordentlich, er dünkte ihn so treffend, daß er mit dem Behagen eines Dichters, der eine glückliche Idee gefunden zu haben meint, dabei verweilte. Was war er denn auch Anderes als eine solche arme, harmlose Mücke! Ein einziges Mal nur hatte er sich seines Daseins freuen wollen und um des

winzigen, kaum fühlbaren Stiches willen, den dabei ein Anderer empfangen, wollte man ihn nun erbarmungslos zerdrücken und vernichten! — Er war eben so thöricht gewesen, sich erwischen zu lassen, er hatte ja keinen Versuch gemacht, dem Verhängniß zu entrinnen, weil ihm irgend Jemand in seiner Kindheit eine thörichte Ehrfurcht eingeprägt hatte vor dieser verrückten Weltordnung, in welcher die Gesellschaft mit dem brutalen Rechte des Stärkeren durch Keulenschläge jeden Nadelstich erwidern darf. Er hatte seinen Nacken unter die Keulenschläge gebeugt ohne sich zu fragen, ob dies in Wahrheit ein gerechtes Abwägen sei zwischen seiner Schuld und ihrer Sühne. Jetzt aber war ihm diese Frage gekommen; die belebenden, wunderthätigen Geister des Branntweins hatten sie in irgend einem Winkel seiner Seele geweckt, und diese nämlichen Geister raunten ihm nun auch die Antwort zu mit einem tausendmal wiederholten Nein! Sein Konto mit der Gesellschaft war noch nicht ausgeglichen — es war da noch ein ansehnlicher Posten zu seinen Gunsten, und wenn es keine Instanz gab, an welche er sich um die Eintreibung dieses Postens wenden konnte, so wollte er sie selbst übernehmen, unbekümmert darum, mit welchem Namen die Anderen diese Handlung der Selbsthülfe belegen mochten.... Aber er wollte sich nicht erwischen lassen —. Das war der letzte

Schluß, in welchem alle diesen sprunghaften und verworrenen Gedanken unfehlbar immer wieder endeten. Er wollte geschickt zu Werke gehen, und er wollte jede Spur hinter sich vertilgen, welche die Schergen jener falschen, brutalen Weltordnung an seine Fersen heften konnte.

Daß seine Rache nur in der Entwendung von Eycks Madonnenbilde bestehen konnte, war ihm in all' den chaotischen Gedankenwirbeln seines berauschten Gehirns nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen. Nicht allmählig und mit Widerstreben war der Entschluß dazu in ihm gereift, sondern er war plötzlich fest und unverrückbar dagewesen wie etwas Selbstverständliches, das schon seit Langem all' sein Sinnen und Trachten beherrscht habe. In Wirklichkeit hatte er gestern durchaus nicht daran gedacht; jetzt aber galt es ihm als gewiß, daß er das Bild schon gestern fortgenommen haben würde, wenn nicht die beständige Anwesenheit des Museumsdieners ein solches Beginnen unmöglich gemacht hätte. Und die Furcht, daß sich die Gelegenheit auch heute nicht günstiger erweisen möchte, war die einzige Sorge, welche sich zuweilen für die Dauer einer Sekunde lähmend auf seine beinahe freudige und von einer brennenden Ungeduld gestachelte Entschlossenheit legte.

Er stieg die Freitreppe empor, aber die Stunde,

zu welcher sich die hohe Eingangspforte für die Besucher öffnete, war noch nicht gekommen. Ohne den erstarrenden Wind, welcher scharf und schneidend von der Spree herüber wehte, auch nur zu fühlen, schritt Hudetz in der Säulenhalle auf und nieder. Die von abscheulichen Flecken bis zur Unkenntlichkeit entstellten Fresken mit den indianerhaft kupferfarbenen Götter- und Heroen-Gestalten nöthigten ihm ein mitleidiges Lächeln ab. Was wollten diese jämmerlichen Kunststümpereien mit „seinem“ Bilde!

Vor der Eingangsthür hatte sich ein kleines Häuflein Harrender angesammelt, die sich verdrießlich und durchfroren in die warmen Räume stürzten, als ihnen endlich geöffnet wurde. Hudetz beeilte sich gar nicht, ihnen zu folgen. Er befand sich in der heiteren und behaglichen Stimmung eines Menschen, der zur Eröffnung des Sinnenkitzels den Augenblick eines höchsten Genusses hinaus schiebt, weil er sicher ist, daß dieser Genuß ihm nicht mehr geraubt werden kann. Und es war merkwürdig, ein wie lebhaftes Vergnügen, ihm heute selbst die gleichgültigsten und geringfügigsten Dinge zu bereiten vermochten. Die Amazone und der Löwentödter auf den Treppenwangen — die mächtige Granitschale auf dem freien Platze mit ihrem plumpen hölzernen Deckel, ja, selbst das alte verhutzelte Weiblein, das immer mit dem nämlichen Tonfall der

dünnen, quäkenden Stimme ihr: „Katalog gefällig — und Führer durch die Königlichen Museen?“ — herplapperte — er sah sie alle nur wie durch einen feinen Schleier und in eigenthümlich verschwimmenden Umrissen, aber sie erschienen ihm nichtsdestoweniger so hübsch und so vergnüglich anzuschauen, daß er gar nicht zu begreifen vermochte, wie ihm das Dasein bei so viel reizvoller Abwechselung jemald hatte leer und unerträglich dünken können.

Wahrhaftig, das Leben war so übel nicht. Man mußte nur erst dahinter kommen, — und man mußte sich nicht erwischen lassen — darin steckte das ganze Geheimniß!

Mit dem überlegenen Lächeln eines Weisen, der soeben die Lösung einer weltbewegenden Frage gefunden hat, trat er endlich ein. Einer von den Museumdienern, die im Saale des ersten Erdgeschosses standen, fixirte ihn scharf, aber das hatte heute durchaus nichts Verwirrendes für den ehemaligen Studenten. Vielmehr ergötzte er sich innerlich über die Dummheit dieses Menschen, der trotz allen Anstarrens nicht aus seinen Mienen heraus lesen konnte, was er vorhatte. Er mußte an sich halten, um ihm nicht im Vorbeigehen gerade in's Gesicht zu lachen. Wozu standen diese Aufpasser nun da in ihren schönen Uniformen, wenn sie doch genöthigt waren, die Spitz-

buben ungehindert eintreten zu lassen gleich den ehrlichen Leuten?

Es waren nur erst wenige Besucher in dem westlichen Flügel der Gemälde-Gallerie, aber vor den Madonnenbildern van Eycks stand ein junges Paar, dem die Abgelegenheit des kleinen Kabinets gerade recht schien für den Austausch geheimnißvoller Mittheilungen, welche sie sich mit sehr verliebten Gesichtern in die Ohren flüsterten. Es wäre gewiß ein Leichtes gewesen, sie zu verscheuchen, aber Hudetz war zu rücksichtsvoll, etwas Derartiges zu versuchen. Mochten sie immerhin erst zu Ende kommen — er hatte ja keine Eile!

Ein einziger Umstand war da, der ihm leichtes Unbehagen machte. Vor Peter Paul Rubens' „Auferweckung des Lazarus", die dem Eingang des Kabinets gerade gegenüber hing, war eine Malerin mit dem Kopiren der gewaltigen Tafel beschäftigt. Sie stand auf einem Tische vor ihrer Staffelei, und wenn sie den Kopf ein wenig wandte, mußte sie jeden Winkel des Kabinets mit einem einzigen Blick umfassen können. Aber sie war sehr vertieft in ihre Arbeit. Hudetz sah, daß sie mit dem Antlitz des Andreas nicht fertig werden konnte; der Ausdruck desselben war offenbar ganz verfehlt und in ihrem Bemühen, zu ändern und zu bessern, würde sie gewiß keine besondere Aufmerksamkeit haben

für das, was in ihrer Umgebung geschah. Jedenfalls war es nothwendig, sie im Auge zu behalten und das war eine Unbequemlichkeit, mit welcher er bisher nicht gerechnet hatte.

Doch es gab nichts, das ihn in seiner gegenwärtigen rosigen und zuversichtlichen Stimmung ganz und gar hätte entmuthigen können. Er war von dem Gelingen seines Vorhabens so fest überzeugt, als wären da nicht die geringsten Schwierigkeiten zu überwinden gewesen. Nur den rechten Zeitpunkt mußte er abwarten — weiter nichts, und wo ein solcher Preis zu gewinnen war, da fiel das Opfer einer Viertelstunde doch wahrlich nicht in's Gewicht!

Und der Zufall war ihm günstiger, als er es bei einer unbefangenen und nüchternen Abwägung aller Umstände hätte erwarten können. Wie er nach einem längerem Streifzug durch die angrenzenden Räume in den Oberlichtsaal zurückkehrte und einen vorsichtigen Späherblick zu dem Kabinet hinüberfliegen ließ, sah er mit einer Empfindung namenloser Freude, daß es ganz leer war. Das junge Pärchen mochte seine geheimnißvolle Zwiesprache in irgend einem anderem Winkel fortsetzen, — der Museumsdiener bemühte sich an der entgegengesetzten Seite des Saales, einem heftig gestikulirenden Herrn, der beständig auf seinen aufgeschlagenen Baedeker deutete, irgend etwas

begreiflich zu machen, und die Malerin wischte mit hoch gerötheten Wangen in dem Antlitz ihres verunglückten Andreas herum.

Es war seltsam, daß Hudetz vor dieser harmlos aussehenden Dame bei Weitem die größte Furcht empfand. Er konnte sich nicht viel Zeit lassen zu ihrer Beobachtung, aber nichtsdestoweniger prägte sich jede Einzelheit ihrer Erscheinung, von dem schlicht gescheitelten, stumpf braunen Haar bis herab zu den Falbeln an ihrem einfachen, schwarzen Wollenkleide, unauslöschlich in sein Gedächtniß ein. Er hatte noch nie einem Menschen etwas Schlimmeres gewünscht, selbst denen nicht, die ihn gedemüthigt und moralisch mißhandelt hatten, wenn er seinem sauren Broderwerb nachging: jetzt aber durchzuckte ihn wie ein inbrünstiges Verlangen: Wenn sie doch vom Schlage getroffen würde und todt hinunter stürzte von ihrem Tische! Jetzt begriff er mit einem Mal, wie es möglich war, daß ein Mensch zum Mörder werden konnte.

Doch er hatte noch Besinnung genug, um zu erkennen, daß er auf den Eintritt eines so unwahrscheinlichen Ereignisses unmöglich warten durfte. Noch einmal warf er einen raschen, Alles erfassenden Blick rings umher; dann ging er schnurstracks quer über den Saal auf das Ziel seiner Wünsche los. Es war sicher, daß Niemand auf ihn achtete. Er hätte einfach

nach dem Bilde greifen und es herunter nehmen können: aber in einer jener sonderbaren Anwandlungen, die vielleicht schon die Ausführung manches Verbrechens noch im letzten Moment verhindert haben, fiel es ihm als eine vermeintliche Nothwendigkeit ein, sich zu überzeugen, ob die Gemälde denn auch wirklich nur lose an den Wänden hingen. Und er faßte nicht nach der winzigen Madonna im Rosenhag, sondern nach dem Christuskopf desselben Meisters, an dessen Entwendung er schon um seiner Größe willen unmöglich hätte denken können. Er rückte, er hob und rüttelte, — aber der Rahmen bewegte sich nicht um eines Haares Breite von seinem Platze — es war kein Zweifel, daß das Gemälde durch Schrauben an der Wand befestigt war. Und obwohl ein einziger rascher Versuch hinreichend gewesen wäre, Hudetz zu dieser vernichtenden Erkenntniß zu bringen, setzte er doch sein inniges Bemühen Minuten lang fort — kostbare, nie wieder einzubringende Minuten, innerhalb deren tausend Zufälligkeiten die für ihn eben noch so günstigen Umstände hätten in das Gegentheil verwandeln können.

Da schlug der Klang eines langsam näherkommenden Schrittes an sein Ohr, eines festen, männlichen Schrittes, der laut auf dem Parquetboden des hohen Saales widerhallte. Ohne Ueberlegung und ohne Be-

sinnung, nur noch einem unwiderstehlichen instinktiven Antriebe gehorchend, streckte Hudetz seine Hände nach dem Madonnenbilde. Ein Drücken — ein Heben und es fiel ihm entgegen, so daß er nur mit Mühe in raschem Zugreifen ein polterndes Niederfallen verhindern konnte. In der nächsten Sekunde war es unter dem fast bis zu den Hüften niederfallenden Kragen seines Mantels verschwunden, von dem linken, krampfig an den Körper gepreßten Arme festgehalten. Aber in der nämlichen Sekunde auch tauchte die breitschultrige Gestalt des Galeriedieners in der Thüröffnung auf und sein Blick begegnete demjenigen des ehemaligen Studenten, der mit dem Trotz der Verzweiflung fest und gerade auf ihn gerichtet war.

In dem Verlauf dieser furchtbaren Augenblicke lag die Entscheidung über sein Schicksal — das war der einzige Gedanke, in welchem sich das gesammte Geistesleben des Diebes concentrirte. Ein Zucken mit dem Wimpern — eine hastige oder ungeschickte Bewegung konnte ihn verrathen — ganz abgesehen davon, daß selbst eine flüchtige Umschau in dem kleinen Raume das Fehlen des kostbaren Kleinods zum Bewußtsein bringen mußte.

Aber der Mann hegte offenbar nicht den geringsten Verdacht. Er gähnte hinter der vorgehaltenen Hand und ließ sich schwerfällig auf den Stuhl nieder,

der wie gestern an der Schmalwand des Kabinets aufgestellt war. Hudetz wagte wieder zu athmen; aber die Gefahr einer Entdeckung bestand unvermindert fort, so lange er das Dach über seinem Haupte hatte. Nur nicht erwischen lassen — nur nicht erwischen lassen! summte es ihm unaufhörlich in den Ohren, und die Geister des Branntweins hatten noch Herrschaft genug in seinem Blute, um ihm die verwegene Dreistigkeit wieder zu geben, die seiner Natur sonst so fremd war, und die doch allein ein volles Gelingen seiner That möglich machen konnte.

Er blieb noch eine kleine Weile in dem Kabinet und ging dann ganz langsam — immer bemüht, seine Haltung so zwanglos als möglich erscheinen zu lassen — hart an dem Beamten vorüber in den Nebensaal, in welchem sich jetzt sieben oder acht Besucher befinden mochten. Niemand achtete auf ihn — niemand außer der Malerin vor der Auferweckung des Lazarus, die ihn aufmerksam ansah und ihm mit den Blicken folgte, bis sich die geräuschlos zufallende Glasthür hinter ihm geschlossen hatte.

„Wie sonderbar das ist!“ dachte Hudetz. „Sie hat sich doch vorhin, als ich neben ihr stand, nicht im Mindesten um mich gekümmert! Aber es ist unmöglich, das sie etwas gesehen habe! Sie hätte sonst auf

der Stelle Lärm geschlagen, das unterliegt gar keinem Zweifel!“

Dieser Selstberuhigung ungeachtet, fühlte er doch, wie seine Knie zitterten, während er die Treppe hinab stieg. Auch begann ihm der Arm, unter welchen er das Bild geklemmt hatte, allgemach zu erlahmen, er hatte die Empfindung, als müsse die Tafel zu Boden gleiten, und es besserte nichts daran, daß er den Ellenbogen mit Aufwendung seiner ganzen Muskelkraft an den Körper drückte.

In dem Skulpturensaal wagte er seine Schritte zu beschleunigen, und schon hatte er mit der freien rechten Hand die Thür geöffnet, jenseits deren die Freiheit war und die Erlösung von dieser unnatürlichen Spannung, als ihn wie ein Messerstich der Klang einer Stimme durchzuckte, die hart hinter seinem Rücken rief:

„He — Sie da! — Mein Herr! — Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben auf einen Augenblick zurückzukommen?“

„Alles ist verloren!“ schrie es in ihm. Die Versuchung packte ihn, seinen Raub von sich werfen und in wilden Sprüngen die Treppe hinab zu eilen, gleichviel wohin — am liebsten über das eiserne Geländer hinab in die Wellen des Flusses. Aber er kehrte nichtsdestoweniger in mechanischem Gehorsam

um, das Bild an sich drückend und mit dem rechten Arme schlenkernd, als könne er dadurch die steife Unbeweglichkeit des linken minder auffällig machen.

Einer von den Galleriedienern war es, der ihn gerufen hatte, — derselbe, dessen zudringlich mißtrauischer Blick ihm vorhin so überaus belustigend erschienen war.

Er stand mit einem Kollegen vor dem kleinen Verschlage, welcher zur Aufbewahrung der von den Besuchern abzugebenden Stöcke und Schirme dient. Auf seinem glatt rasirten, nichtssagenden Gesicht war ein Lächeln, welches Hudetz das höhnische Lächeln eines Teufels dünkte, der sich die Freude macht, noch ein wenig mit seinem unglücklichen Opfer zu spielen.

„Wollen Sie nicht gefälligst einmal nachsehen", fragte er, „ob Sie noch Alles bei sich haben, was Sie vorhin mitbrachten. Es könnte doch wohl sein, daß Sie etwas verloren hätten."

Hudetz rührte keinen Finger.

„Ich habe nichts verloren!" erwiderte er, und seine Augen irrten umher, als wenn Sie nach irgend einem unerhörten Rettungsmittel oder vielleicht auch nach einer Mordwaffe zu Angriff oder Vertheidigung suchten.

„Na, wie können Sie das denn wissen, wenn Sie nicht einmal in Ihren Taschen nachfühlen?" be-

harrte der Galeriediener in einem ziemlich unverschämten Tone. „Es ist doch wohl der Mühe werth, sich davon zu überzeugen.“

Es war kein Zweifel, man wollte ihn zwingen, sich selbst zu verrathen, denn er konnte den linken Arm ja nicht um einen Zoll bewegen, ohne daß das Bild zu Boden fiel. Aber gerade diese überflüssige Grausamkeit stachelte seinen verzweifelten Trotz.

„Ich habe nichts verloren!“ wiederholte er heftig, „Lassen Sie mich gehen!“

„Nun, nun, man wird Sie nicht zwingen, es anzunehmen. Aber ich muß gestehen, daß mir in meinem ganzen Leben etwas derartiges noch nicht vorgekommen ist. Es lag da auf der Erde — unmittelbar nachdem Sie zur Thür hinaus waren und ich könnte beschwören, daß es eine Minute früher noch nicht dagewesen ist. Es ist fast unmöglich, das es ein Anderer verloren habe.“

Die Zähne des ehemaligen Studenten schlugen hörbar auf einander; seine Gedanken fingen an, sich zu verwirren. Er fühlte, daß diese schreckliche Situation ihn um seine Besinnung bringen müßte, wenn es ihm nicht gelang, ihr auf der Stelle in der einen oder in der anderen Weise ein Ende zu machen.

Wenn man nun in Wahrheit noch keinen Verdacht gegen ihn hatte? Es war fast unglaublich —

aber gleichviel, in dem anderen Falle hatte er ja ohnedies nichts mehr zu wagen.

„So sagen Sie mir endlich, um was es sich handelt!“ fuhr er trotzig auf. „Ich bin nicht hier, um mich von Ihnen narren zu lassen.“

„Na, so zeig's ihm doch!“ mahnte der andere Beamte seinen Kollegen mit gedämpfter Simme. „Er genirt sich wahrscheinlich, weil so wenig darin ist.“

„Hier, mein Herr!“ sagte der Erste mit komischer Feierlichkeit, indem er ein schmutziges, abgegriffenes Beutel-Portemonnaie unter seinem Rock zum Vorschein brachte. „Gehört Ihnen dies oder gehört es Ihnen nicht?“

Auf den ersten Blick hatte Hudetz sein Eigenthum erkannt. Er zögerte noch mit der Antwort, aber seine Unentschlossenheit war nur von sehr kurzer Dauer. Man muß jede Spur hinter sich vertilgen, raunte es ihm zu, und wer weiß, ob nicht dies unscheinbare Ding eine solche Spur bedeuten würde.

„Ja, es gehört mir!“ sagte er entschlossen und streckte seine rechte Hand danach aus. Aber der Galeriediener, der eine unbezwingliche Neigung zu kleinen Späßen haben mußte, hielt seinen Fund noch zurück.

„Sachte, mein Lieber! Bei einem so verlockenden Anblick kann freilich Jeder sagen: Das gehört mir!

Wenn Sie wirklich der Eigenthümer sind, werden Sie mir ja auch angeben können, was darin ist — wie?"

Blitzschnell rechnete Hudetz nach, was er in dem Kaffekeller verausgabt hatte.

„Zehn Pfennige!" sagte er ohne jede Verlegenheit. „In zwei Fünfpfennigstücken."

Der Spaßvogel lachte aus vollem Halse.

„Na ja, wenn Sie das so genau wissen, wollen wir von dem Pfandschein über eine silberne Spindeluhr mit Tombackkette und von dem Pferdebahn-Billet nach dem Weddingplatz nicht erst weiter reden. Hier, Herr Baron! Finderlohn wird nicht beansprucht. — Geben Sie es den Ar —, aber zum Teufel, was ist denn da los?"

Die letzte Frage galt dem Anblick eines Kollegen, der mit kreideweißem Gesicht und in wahnsinniger Hast von oben herab gestürzt kam, gefolgt von einem eilig nachdrängenden Menschenhaufen.

„Gestohlen!" keuchte der Mann, dem der Schrecken den Klang der Stimme geraubt hatte und dem die Angst um seine Zukunft in den Augen flimmerte. „Van Eycks Madonna im Rosenhag ist gestohlen! — Es darf Niemand mehr hinaus — Niemand, denn vor zehn Minuten war das Bild noch da!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung hatte Hudetz seinem wie versteinert dastehenden Gegenüber den Geld-

beutel aus der Hand gerissen. Als er sich durch die schmale Spalte der halb geöffneten Pforte drängte, hörte er den hellen Klang einer weiblichen Stimme, die laut über den Tumult hinweg rief:

„Haltet ihn doch! — Das ist ja der Dieb! — · —“

Dann vernahm er nichts mehr, als den Lärm der Straße, der ihn wieder umgab. Ihm war, als sei er auf Flügeln die große Freitreppe hinunter getragen worden, und nun ging er weiter und weiter, mit vorgebeugtem Kopfe und weit ausgreifenden Schritten, unbekümmert um die Richtung seines Weges, aber innerlich ganz ruhig. Er fühlte die harten Kanten des Bildes an seinem Körper und diese Berührung durchströmte ihn jetzt mit wunderbarer Kraft.

Es war sein Eigenthum; mit Löwenmuthe hatte er sich's erkämpft — und nur mit dem Leben würde er es seinen Verfolgern lassen!

Aber man verfolgte ihn nicht, und von den Vorübergehenden beachtete Keiner die unscheinbare Gestalt in dem weiten, grauen, fadenscheinigen Mantel, den der Wind zu so abenteuerlichen Formen aufblähte.

Die Mücke hatte ihren Stachel gebraucht — man hatte nach ihr geschlagen — aber der Schlag war fehl gegangen und unbehelligt flog sie davon!

„Was haben Sie denn da unter dem Mantel?“ fragte Frau Haberland, welche auf ihrem gewohnten

Platz am Küchentisch vor dem räthselhaften, dickleibigen Buche saß, das sie bei dem Eintritt des Miethers noch jedesmal zugeschlagen. Die tiefliegenden Augen des alten Weibes waren eben schärfer für solche Geheimnisse als diejenigen der Männer, die man zu Hütern der unersetzlichen Kunstschätze bestellt hatte.

Aber ihr Scharfblick bedeutete dem ehemaligen Studenten keine Gefahr.

„Ein altes Bild, das ich für sechs Groschen beim Trödler erstanden habe", log er. „Ich kann es recht für meine Arbeit brauchen."

Er hatte die kleine Tafel unter dem Mantelkragen hervorgezogen und hielt sie ihr entgegen. Wie er die Alte kannte, wußte er, daß jedes Heimlichthun nur ihr Mißtrauen geweckt haben würde. Sie betrachtete das Bild geraume Zeit, dann schüttelte sie den grauen Kopf.

„Der Rahmen mag das Geld ja allenfalls werth sein," meinte sie, „für die Schmiererei hätte ich keine fünf Pfennige gegeben. Das sieht ja noch jämmerlicher aus als ein Neu-Ruppiner Bilderbogen."

Hudetz hütete sich wohl, ihr zu widersprechen; Jetzt mochte sie immerhin von dem Diebstahl in den Zeitungen lesen, niemals würde sie doch auf die Vermuthung kommen, daß sie selbst den köstlichen Schatz in ihrer armseligen Behausung verberge.

Er ging in sein Zimmer und zündete ein Licht an, denn bis zum Einbruch völliger Dunkelheit war er ja in den Straßen umher geirrt. Er rückte sein Kleinod in die beste Beleuchtung, soweit eben die jämmerliche Kerze eine solche zu gewähren vermochte; aber als er sich nun herabbeugte, um es mit dem seligen Behagen des Besitzers zu betrachten, erfaßte ihn ein heftiger Schwindel, ein Schleier legte sich vor seine Augen, er griff mit den Händen in die Luft und stürzte lautlos zu Boden.

Die wunderthätigen Geister des Branntweins hatten ihn ermuthigt und beschützt bis hierher — nun aber forderten sie unbarmherzig ihren Tribut.

„Nein, es ist unmöglich, Marie, ich kann nicht mehr," sagte Cilly von Brenckendorf zu ihrer Cousine, indem sie mit einer drolligen Gebärde beide Hände auf das Herz drückte. „Jetzt weiß ich, wie dem Siegesboten von Marathon zu Muthe gewesen ist, als er in Athen ankam! — oder war es in Sparta? Jedenfalls würde ich todt hinfallen, wie er, wenn ich diesen Dauerlauf nur noch fünf Minuten lang fortsetzen sollte."

Sie hatten ein Putzgeschäft in der Jägerstraße besucht und angesichts des herrlichen Winterwetters hatte Marie darauf bestanden, daß man den Heimweg zu Fuß mache. Nun aber sah sie wohl ein, daß es unmöglich sein würde, ihr verwöhntes Bäschen dazu zu zwingen.

„Ja, wir Mädchen aus dem Volke sind besser auf den Füßen als Ihr Prinzessinnen“, erwiderte sie lächelnd, „und deinen Tod will ich natürlich nicht auf dem Gewissen haben. — Komm! — Wir sind ja in einer glücklicheren Lage als der bedauernswerthe Sieger von Marathon, denn ihm ist schwerlich eine leere Droschke über den Weg gefahren.“

„Wie? Diesem schrecklichen Henkerskarren zweiter Klasse sollen wir uns anvertrauen?“ fragte Cilly entsetzt. „Siehst du denn nicht, Marie, daß dem Pferde die Selbstmordgedanken förmlich auf dem Gesicht geschrieben stehen?“

Aber ihr Widerspruch war diesmal umsonst, denn schon hatte Marie das Gefährt heran gewinkt und den Wagenschlag geöffnet.

„Nun, in Gottes Namen,“ seufzte die Tochter des Generals. „Man muß auch das einmal durchgemacht haben!“

Das Pferdchen, das mit seinen steifen Knieen und seinem niederhängenden Kopfe allerdings einigermaßen

lebensüberdrüssig aussah, stolperte langsam vorwärts, unter den freigebigen Peitschenhieben seines Tyrannen gelegentlich die Ohren schüttelnd wie in schmerzlicher Verwunderung über die Unbilligkeit der Menschen, die keinen Unterschied zu machen wissen zwischen einem jungen Berberhengste und einem Veteranen, der alle Gebrechen des Alters in seinen Gliedern fühlt. In einer Gangart, welche die Geduld heißblütiger Fahrgäste allerdings hätte ziemlich hart auf die Probe stellen können, trottete es die Straße Unter den Linden hinab, beharrlich die Mitte des Fahrweges behauptend, wie rechtschaffen auch der Kutscher bemüht war, es nach der vorgeschriebenen rechten Seite hinüber zu steuern.

„Ich bin in einer Sturmnacht über den Kanal gefahren“, klagte Cilly, „aber ich gebe dir die heilige Versicherung, Marie, gegen diese Fahrt war es ein Ruhen in Abrahams Schooße.“

Eine laut scheltende Simme, die in großer Nähe vernehmlich wurde, und die vom Bock ihres eigenen Fahrzeuges herab nicht eben höflich Antwort erhielt, veranlaßte sie, das Köpfchen neugierig gegen das eine, herabgelassene Fenster zu neigen. Der reich betreßte Lenker eines sehr eleganten, zweispännigen Coupés versuchte offenbar vergeblich, an der vorschriftswidrig fahrenden Droschke vorbei zu kommen; er hatte Mühe,

seine feurigen Gradiţer Hengste zu zügeln, und es war begreiflich, daß er seinem Unwillen in ziemlich energischen Zurufen Luft zu machen suchte. Der vierbeinige Veteran jedoch kümmerte sich darum nicht im Mindesten und des Austausches von Höflichkeiten zwischen den beiden Kutschern wäre voraussichtlich kein Ende gewesen, wenn sich nicht plötzlich ein jugendlicher Männerkopf mit wasserblauen Augen und mit der weißen Mütze eines Kürassier-Offiziers aus dem Wagenfenster gebeugt hätte, um mit schneidiger Kommandostimme zu rufen:

„Zum Henker, so fahr' sie in Grund und Boden! Man wird mit dem Pack in einem solchen Karren doch keine Umstände machen!"

Und der betreßte Rosselenker mußte wohl an unbedingten Gehorsam gewöhnt sein, denn er ließ den beiden Gradiţern die Zügel, und im nächsten Augenblick erfolgte ein markdurchdringendes Knirschen, Krachen und Klirren, wie wenn Eisen, Holz und Glas zerbricht — ein gellender Aufschrei aus weiblichem Munde — ein wirres Fluchen, Rufen und Schelten, — — — Das elegante Coupé sauste anscheinend unbeschädigt und unangefochten über den glatten Asphalt weiter, — die gebrechliche Droschke und das lebensmüde Pferdchen aber lagen auf dem Fahrdamm, als wenn sie sich nie mehr von diesem Sturze erheben sollten.

Ein dichter Menschenknäuel ballte sich alsbald an der Stätte des Unfalls zusammen. Auch die Helmspitze eines Schutzmannes blinkte dazwischen auf, und der Wächter der öffentlichen Ordnung schien sehr geneigt, mit dem Droschkenkutscher, der nach seiner Anschauung selbstverständlich der einzig Schuldige war, strenge in's Gericht zu gehen.

Aber während er pflichteifrig mit Notizbuch und Bleistift herumfuchtelte, thaten einige Herren aus dem Publikum dasjenige, was dem wackeren Beamten offenbar minder wichtig schien, — das heißt, sie nahmen sich der bedauernswerthen Fahrgäste des verunglückten Vehikels an. Es kostete einige Mühe, sie aus dem umgestürzten Wagen, in welchem sie wie in einem Käfig gefangen gehalten wurden, zu befreien, — um so mehr, als Cilly das Bewußtsein völlig verloren hatte und das Bemühen der Helfer somit nicht im Mindesten zu unterstützen vermochte. Aber die im Grunde so liebenswürdige und hülfsbereite Natur der übel berufenen Berliner Bevölkerung weiß sich mit solchen Schwierigkeiten rasch und humorvoll abzufinden. Nur wenig bange und peinliche Minuten, dann hoben ein paar starke Männer die Ohnmächtige auf ihre Arme und trugen sie nach dem Bürgersteig hinüber.

In dem nämlichen Augenblick auch öffnete sich die verschlossene Thür des vornehmen Hauses, vor

welchem der Unfall sich ereignet hatte, und barhaupt trat ein elegant gekleideter, hochgewachsener, blondbärtiger Herr — von einem Diener in einfacher Livré gefolgt — auf die Straße hinaus.

„Wolfgang! Gott sei Dank! Nun sind wir geborgen!“

Mit einem Ausdruck fast jubelnder Freude hatte Marie das Erscheinen ihres Bruders begrüßt. Unter der ersten Wirkung des furchtbaren Schreckens hatte sie ja noch nicht einmal daran gedacht, daß sie sich unmittelbar vor seiner Wohnung befanden.

Er war rasch auf sie zugetreten, hatte — unbekümmert um die gaffenden Zuschauer — seinen Arm um ihren Nacken gelegt und sein Antlitz voll liebevoller Besorgniß zu ihr herabgeneigt.

„Welch' ein unglücklicher Zufall, mein armes Schwesterchen. Du bist doch unverletzt?“

„Ich denke — ja! — Aber Cilly — Du mußt ihr helfen, Wolfgang! Sie ist ohnmächtig — gewiß nur ohnmächtig, denn es ist ja unmöglich, daß es etwas Schlimmeres sei!“

„Mit Ihrer Erlaubniß, meine Herrschaften — ich bin Arzt!“

Diese in der nöthigen Entschiedenheit gesprochenen Worte waren genügend, sofort die lebendige Mauer zu theilen, welche sich um die Bewußtlose gebildet

hatte. Es hatte nicht den Anschein, als ob die junge Dame eine irgendwie erhebliche Verwundung davongetragen haben könne, denn nicht einmal ihre elegante Promenadentoilette war in Unordnung gerathen. Das sonst so heitere und lebensprühende Gesichtchen aber war marmorweiß und es erschien so lieblich in dieser durchsichtigen Blässe, daß die lauten Ausrufungen jammernder Theilnahme, in welchen sich einige mitfühlende weibliche Wesen aus dem Zuschauerkreise ergingen, nicht einmal den sonst allezeit bereiten Spott minder zart besaiteter Elemente herausforderten.

Wolfgang hatte sein Ohr den halbgeöffneten Lippen seiner jungen Verwandten ganz nahe gebracht; dann umschlang er plötzlich zur grenzenlosen Verwunderung der Umstehenden mit beiden Armen ihren schlanken Leib und hob sie leicht wie ein Kind empor.

„Platz da, wenn ich bitten darf! — Rintelmann, schließen Sie hinter mir die Thür!"

Und zum lebhaften Verdruß der zartfühlenden weiblichen Wesen, die sich plötzlich um die Fortsetzung und den Schluß des aufregenden Ereignisses betrogen sahen, verschwand der junge Arzt mit den beiden Opfern der Katastrophe im Innern des Hauses, dessen schwere Eichenpforte der Diener ebenso geräuschvoll als rücksichtslos hinter sich und ihnen zuwarf.

„Da geht sie hin und singt nicht mehr!" meinte

ein halbwüchsiger Bursche, und ein anderer fügte, zu den verblüfften Damen gewendet, hinzu:

„Sie können ganz ruhig sein — der wird sie schon kuriren, — wenn er auch man blos ein Zahnarzt ist!“

Er hatte auf das kleine, wenig in die Augen fallende Marmorschild gewiesen, in welches nichts als die Worte: „Brenckendorf, Zahnarzt“ eingegraben waren, und eine allgemeine Heiterkeit belohnt seine Entdeckung. Dann aber wandte sich die allgemeine Theilnahme in Ermangelung eines würdigeren Gegenstandes dem alten, lebensmüden Pferdchen zu, das noch immer auf dem Asphalt lag, allen energischen Versuchen, die seine Auferstehung herbeiführen sollten, einen nur passiven, aber nichtsdestoweniger unüberwindlichen Widerstand entgegensetzend.

Auf ein Ruhebett in seinem Operationszimmer hatte Wolfgang seine reizende Bürde niedergelegt.

„Ich glaube nicht, daß diese Bewußtlosigkeit mehr ist als eine vorübergehende Folge des ausgestandenen Schreckens“, sagte er zu seiner Schwester, „aber ich werde nichtsdestoweniger unverzüglich einen wirklichen Arzt herbeizuschaffen suchen. Du hast wohl die Güte, ihr während meiner Abwesenheit das Mieder zu lösen und ihr mit dieser Flüssigkeit da“ — er hatte dieselbe bereits aus der Krystallflasche in eine silberne Schale gegossen — die Schläfen zu waschen.“

Die Gelassenheit, mit welcher er ihr diese einfache Anweisung ertheilte, war am Ehesten geeignet, auch Mariens Besorgnisse erheblich herabzumindern, und als sie sich nach Wolfgangs Entfernung kaum angeschickt hatte, den kleinen Samariterdienst zu verrichten, schlug Cilly denn auch wirklich schon ohne alles Zuthun ihre dunkeln Augen auf.

„Was ist das, Marie?" fragte sie, sich ungestüm in die Höhe richtend. „Wohin sind wir gerathen?"

Die Gefragte legte ihren Arm um die zierliche, bebende Gestalt und küßte sie auf die Wange.

„Sage mir vor Allem, ob dir kein Leid geschehen ist, meine liebe, einzige Cilly! — Befindest du dich denn nun wirklich wieder ganz wohl?"

Die Tochter des Generals ließ jetzt auch die Füßchen von dem persischen Teppich herab gleiten, der über das Ruhebett gebreitet war und reckte sich zu ihrer ganzen, allerdings nicht sehr beträchtlichen Höhe empor.

„Gebrochen ist nichts, wie es scheint", meinte sie in einer bereits wiederkehrenden Anwandlung ihrer unverwüstlichen Spottlust, und mit einem kleinen Zucken der Lippen, das Marie nur für ein sehr begreifliches Zeichen nachklingender nervöser Erregung hielt, fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „ich glaube wahrhaftig, nicht einmal das Herz!"

„Muß ich dir erst sagen, Cilly, mit wie bitteren Vorwürfen ich mich während dieser schrecklichen Minuten überschüttet habe? Ich alleim trage ja an Allem Schuld, denn es scheint in der That, als hättest du das Pferd und seine Gedanken auf den ersten Blick nur allzu richtig beurtheilt.“

Heftig schüttelte Cilly das kurzlockige Köpfchen. „Nicht du trägst die Schuld und nicht das Pferd, sondern die Brutalität eines abscheulichen Menschen, der — den —, doch gleichviel, es ist ja nun vorüber!“

Sie preßte die weißen Zähne auf einander, als wolle sie dadurch ein unüberlegtes Wort gefangen halten, das sich ihr hatte auf die Zunge drängen wollen. Noch einmal durchschweifte ihr forschender Blick das mit ausgesuchter Vornehmheit ausgestattete Gemach, dann fuhr sie, einer Frage Mariens zuvorkommend, hastig fort:

„Aber wo sind wir? Was ist mit mir vorgegangen, daß ich gar nicht weiß, wie ich an diesen Ort gelangt bin? Ist es denn möglich, daß ich, Cilly Brenckendorf, die starknervigste meiner ganzen Bekanntschaft, in eine echte und wahrhaftige Ohnmacht fallen konnte?“

„Es muß wohl so sein, wenn du gar nichts davon gemerkt hast, daß man dich hier heraufgetragen.“

„Wer hat mich herauf getragen? — Du bist doch hoffentlich immer bei mir gewesen?“

Eine lebhafte Gluth erschien auf ihren eben noch sehr blassen Wangen, und lächelnd zog Marie die Beschämte an sich, um sie zu beruhigen.

„Gewiß, mein Herz! — Und bei allem Unglück hat doch noch ein glücklicher Zufall über uns gewaltet. Ich vermuthe fast, daß mein Bruder ein Augenzeuge des ganzen Vorfalles gewesen ist; denn er hätte sonst kaum so schnell zur Stelle sein können, um uns beizustehen und dich aus diesem entsetzlichen Menschengewühl hierher in seine Wohnung zu bringen.“

Cilly machte sich rasch aus den Armen ihrer Cousine los, und die verrätherische Gluth in ihrem Antlitz flammte noch höher auf.

„Dein Bruder also? — Der Cousin Wolfgang? — Und er wäre es gewesen, der — der mich —“

„Der dich auf seine starken Arme hob, wie ein Nordlandsrecke, der eine Königstochter entführen will!“ deklamirte Marie scherzend; aber ihr sonst so übermüthiges Bäschen, das jederzeit bereit war, auf eine harmlose Neckerei einzugehen, nahm diese Auskunft ersichtlich sehr übel auf. Ihre feinen Nasenflügel bebten und in ihren Augen schimmerten helle Thränen, als sie heftig erwiderte:

„Es ist wenig zartfühlend, sich über etwas Der-

artiges obendrein lustig zu machen! — Ich finde es abscheulich — dies und Alles — ich — o, ich hasse die ganze Welt!"

Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden und ließ sich dann wie erschöpft auf das Ruhebett fallen. In wortlosem Erstaunen betrachtete Marie ihre unbegreifliche Erregung. Die Furcht, daß möglicherweise doch ein trotzig verschwiegener körperlicher Schmerz solchen Einfluß auf die Stimmung ihrer Cousine ausübe, wollte sich von Neuem ihrer bemächtigen.

Aber Cilly ließ es nicht erst zu einer dahin gehenden Frage kommen.

Indem sie mit etwas nervösen Bewegungen die Falten ihres Kleides glättete, sagte sie, noch einmal umherschauend, in plötzlich verändertem, spöttischem Ton:

„Das also ist das Herrschgebiet deines Bruders? — Vermuthlich befinden wir uns in seinem Sanktuarium, da — wo er die Zähne auszieht."

Es war ohne Zweifel eine boshafte Absicht in dieser Bemerkung, aber Marie war zu harmlos, um dieselbe zu verstehen.

„Ja", erwiderte sie, froh, daß der seltsame Zornesausbruch ihrer Cousine so rasch vorüber gegangen war, „da ist der Operationsstuhl und dort der Schrank mit den Instrumenten. Möchtest du sie einmal sehen, diese modernen Marterwerkzeuge?"

„Nein — um Gotteswillen! — Schon der Gedanke an diese erbaulichen Dinge könnte mich von Neuem ohnmächtig machen. Aber wo ist denn der Herr Vetter? — Nimmt ihn sein Geschäft so sehr in Anspruch, daß ich nicht einmal die Vergünstigung genießen soll, ihm für seine Gastfreundschaft zu danken?"

„Er wollte sich bemühen, einen Arzt herbei zu schaffen."

„Freilich — Ohnmachten und dergleichen gehören ja nicht zu seinem Gebiet! Aber wie du siehst, liebe Marie, bin ich schon wieder so frisch und munter, daß ich gar keines Arztes mehr bedarf, weder eines ganzen noch eines halben. Und ich empfinde ein lebhaftes Verlangen, nach Hause zu kommen."

„Wenn du gestattest, werde ich mich nach meinem Bruder umsehen. Er befindet sich wahrscheinlich ganz in der Nähe."

Cilly sagte nichts, und Marie nahm dies Schweigen für eine Zustimmung. Sie ging hinaus und fand Wolfgang in dem zweiten der anstoßenden Zimmer anscheinend sehr ruhig an seinem Schreibtische sitzen.

„Nun?" fragte er, „es ist nichts, nicht wahr? — Die Nervenschwäche einer verzärtelten jungen Dame. — Aber der Arzt wird gleich da sein."

„Es braucht seiner nicht mehr. Bis auf eine ge-

wisse Gereiztheit befindet sich Cilly wieder ganz wohl, und sie wünsche nur, sich von dir zu verabschieden."

Er erhob sich sofort von seinem Schreibsessel.

„Ich stehe zu Diensten! — Doch da uns der Zufall einmal zusammengeführt hat — eine beiläufige Frage, liebe Marie! Wie behagt es dir im Hause Seiner Excellenz?"

Sie sah voll zu ihm auf und ihre Augen leuchteten.

„O, gut, Wolfgang, sehr gut! Ich bin recht von Herzen glücklich!"

Es zeigte sich weder Freude noch Verstimmung auf seinem Gesicht, aber er strich zwei oder drei Mal seinen blonden Bart, ehe er erwiderte:

„Natürlich ist es mir sehr lieb, das zu hören! Hoffentlich wird weder jetzt noch künftig Einer von unseren trefflichen Verwandten die Rücksichten außer Acht lassen, welche er dir schuldet."

„Wie kannst du daran zweifeln! Ich wäre entsetzlich undankbar, wenn ich nicht freudig anerkennen wollte, wie zartfühlend und liebevoll man sich gegen mich benimmt. Selbst der gestrenge Herr Assessor läßt es an der gebührenden Höflichkeit niemals fehlen, obgleich wir uns in stillschweigender Uebereinkunft gern aus dem Wege gehen."

„Das ist bedauerlich, denn die Menschen von den Charaktereigenschaften Lothars sind so selten, daß man

diese Wenigen viel eher aufsuchen, als ihnen aus dem Wege gehen sollte. Aber ich denke nicht daran, dich zu bevormunden oder väterlich zu berathen. Du mußt am Ende selbst wissen, wem du zu vertrauen und vor wem du dich zu hüten hast. Da ist jede Einmischung nur vom Uebel."

„Wenn du eine so warme Freundschaft für Lothar empfindest, warum kommst du denn niemals, ihn und seine Angehörigen zu besuchen? Ich muß dir gestehen, Wolfgang, daß ich dein beharrliches Fernbleiben einigermaßen befremdlich finde. Hoffentlich wirst du doch wenigstens bei der heutigen Abendgesellschaft nicht fehlen."

Er zuckte mit den Achseln und machte sich an den Papieren seines Schreibtisches zu schaffen.

„Meine Praxis gewinnt von Tag zu Tag so sehr an Umfang, daß mir für dergleichen wirklich keine Zeit bleibt, liebe Marie!"

Sie zögerte einen Augenblick, als ginge sie mit sich zu Rathe, ob sie einem ihrer geheimsten Gedanken Ausdruck geben dürfe; dann aber legte sie ihre Hand auf des Bruders Schulter und sagte sehr eindringlich und ernst:

„Sei aufrichtig gegen mich, Wolfgang: hat man dich zu dieser Abendgesellschaft geladen?"

Statt aller Antwort schob er einen Haufen von

Briefen bei Seite nnd reichte ihr eine große, sauber gestochene Karte.

„Frau von Brenckendorf und der kommandirende General —" begann Marie zu lesen, „ich danke dir, Wolfgang: Es fällt mir ein Stein vom Herzen, denn diese thörichten Vermuthungen, denen ich doch gegen Niemanden Ausdruck geben konnte, fingen schon an, mich ernstlich zu beunruhigen. Aber wenn man dich so feierlich einladet, warum kommst du nicht ein einziges Mal — und wäre es auch nur der Form wegen auf eine Stunde? Ich glaube nicht daran, daß es dir so ganz unmöglich ist, — es sei denn, du hättest besondere Gründe —"

„Und wenn ich nun wirklich solche besonderen Gründe hätte?" unterbrach er sie ruhig, „würdest du mir nicht auch ohne weitere Erklärung glauben, daß sie triftig genug seien? Du und ich, liebe Marie wir sind ziemlich fertige Menschen und wir wollen nicht versuchen, einander zu beeinflussen, nicht wahr? Aber nun dürfen wir Bäschen Cilly wahrhaftig nicht länger warten lassen, am wenigsten, wenn sie wirklich so reizbar ist, wie du sagst."

Caecilie von Brenckendorf hatte in der That schon sehr oft mit allen Anzeichen großer Ungeduld das Operationszimmer durchwandert, und als nun die Geschwister eintraten, nahm sie eine steife und hoheits-

volle Haltung an, die gar nicht sonderlich zu ihrer Erscheinung und zu ihrem ganzen Wesen passen wollte.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Errettung und zu Ihrer raschen Wiederherstellung, verehrte Cousine“, sagte Wolfgang in seiner angenehmen, ruhig heiteren Weise, „es hätte wahrhaftig ernst genug werden können.“

Er hatte ihr nicht die Hand geboten, weil sie die ihrigen mit ganz unverkennbarer Absichtlichkeit in ihrem Müffchen verborgen hatte.

„Marie sagt mir, daß ich Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet sei,“ erwiderte sie, „und ich wollte natürlich nicht gehen, ohne diesem Dank einen angemessenen Ausdruck gegeben zu haben. — Ist es wahr,“ fügte sie, als Wolfgang sich mit stummem Lächeln verbeugt hatte, in einem veränderten, natürlicher klingenden Tone fort, „daß Sie den Vorfall mit angesehen haben?“

„Ich stand gerade am Fenster, und ich würde dem armen Droschkenkutscher als Entlastungszeuge dienen können, wenn man etwa den unglücklichen Gedanken haben sollte, ihn zur Verantwortung zu ziehen.“

Cilly streifte ihn mit einem raschen, mißtrauischen Blick.

„So? — Sie sind sehr nachsichtig gegen den Menschen, dessen Fahrlässigkeit und Ungeschick Ihre

Schwester in Lebensgefahr gebracht hat — von mir natürlich nicht zu reden! Es mag ja sein, daß auch ein unglücklicher Zufall dabei mitgespielt hat —"

„Gewiß! Der unglückliche Zufall nämlich, daß Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg nicht ahnen konnte, wer die Insassen jener Droschke seien, die er mit so viel ritterlichem Muthe niederrennen ließ."

Es war gut, daß das Müffchen seinen Blicken verbarg, wie sich die kleinen Hände darin zu Fäusten ballten.

„Ah, — Sie denunziren!" sagte Cilly nach einem tiefen Athemzuge.

„Ich muß gestehen, daß mich in der That vorhin ernstlich die Lust dazu anwandelte, denn es giebt eben Fälle, in denen selbst ein halb amerikanisirter Deutscher das lebhafte Verlangen fühlen kann, den Staatsanwalt in Aktion treten zu sehen. Aber Sie mögen sich beruhigen, liebe Cousine! — Da Alles so glücklich abgelaufen ist, und da man dem armen Manne hoffentlich den erlittenen Schaden ersetzen wird, mag Seine Durchlaucht in Frieden auf den Lorbeeren dieses Bravourstückchens ruhen."

Schmollend hatte Cilly die Lippen geschürzt. Die Gelassenheit, mit welcher der Zahnarzt ihre verletzende Bemerkung beantwortet hatte, brachte sie um den letzten Rest ihrer würdevollen Haltung.

„Ich denke, Sie wissen recht gut, daß es nicht so gemeint war,“ sagte sie, zwischen Zorn und Verlegenheit schwankend. „Ob Prinz Lamoral zur Verantwortung gezogen wird oder nicht, ist mir höchst gleichgültig. Nicht an eine Denunziation beim Staatsanwalt dachte ich, sondern daran, daß es Ihnen augenscheinlich großes Vergnügen bereitet, mir gegenüber recht übel von ihm sprechen zu dürfen. Es ist ja auch so überaus wohlfeil — und erfordert sogar noch weniger persönlichen Muth, als ihn der Prinz soeben an den Tag gelegt.“

Wolfgang lächelte gutmüthig.

„Ich weiß nicht, warum Sie mich in einem so schwarzen Verdacht haben, liebe Cousine; aber wenn es mich in Ihren Augen rehabilitiren kann, so erkläre ich gern, daß ich nicht einen Moment daran gedacht habe, Seine Durchlaucht aus dem Genuß Ihrer Freundschaft zu verdrängen. Da ich mich gar nicht der Ehre seiner Bekanntschaft erfreue, kann es mir wohl weder Vergnügen noch Mißvergnügen bereiten, von ihm zu sprechen.“

Cilly war von Neuem sehr roth geworden, und sie sah sich hastig nach ihrer Cousine um.

„Würde es dir jetzt genehm sein, Marie, daß wir uns auf dem Heimweg machen? Man wird sich bereits in Sorge um uns befinden.“

Marie, die in wachsendem Erstaunen der kleinen

Auseinandersetzung zugehört hatte, erklärte sofort ihre Bereitwilligkeit, und Wolfgang geleitete die beiden jungen Damen artig hinaus. Als sie schon auf dem Treppenflur standen, kehrte sich Cilly noch einmal hastig gegen ihn.

„Wenn ich Sie verletzt haben sollte, so bitte ich um Entschuldigung, — ich hätte daran denken müssen, daß Sie mich aus einer sehr peinlichen Lage befreit haben! Nehmen Sie dafür noch einmal meinen Dank! — Adieu!“

Ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, eilte sie leichtfüßig über den weichen Teppich der breiten Marmortreppe hinab. Wolfgang aber hielt seine Schwester noch für wenige Augenblicke zurück.

„Du wirst den Wünschen aller Betheiligten entgegenkommen, liebe Marie, wenn du dafür sorgst, daß man im Hause Seiner Excellenz nichts von meiner Einmischung in diese Affaire und von Eurem kurzen Aufenthalt in meinem Hause erfährt, — die Gründe dafür ein anderes Mal! Lebe wohl und amüsire dich königlich auf Eurem heutigen Feste, von dem du mir später ausführlich erzählen mußt.“

„Marie!“ klang es etwas ungeduldig von unten herauf, und Wolfgang winkte der Zögernden lächelnd, sich zu beeilen. Natürlich hatte Cilly unter dem frischen Eindruck der Katastrophe wenig Lust, ihr Leben

abermals einer Droschke anzuvertrauen, und erklärte, sie könne den jetzt nicht mehr all' zu langen Weg recht gut zu Fuß zurücklegen. So lange sie sich in der belebten Straße befanden, gingen sie schweigend neben einander her, als sie aber das Brandenburger Thor durchschritten hatten, konnte Marie sich doch nicht enthalten zu fragen:

„Es war also wirklich der Wagen des Prinzen von Waldburg, der das Unheil angerichtet hat? Du hast ihn sogleich erkannt?"

Cilly blieb stehen und legte ihre Hand auf den Arm ihrer Begleiterin, daß diese den Druck als einen Schmerz empfand.

„Ich bitte dich, frage mich nicht, und sprich nicht mit mir davon! Wahrhaftig, es ist, als ob jeder ein besonderes Vergnügen darin fände, mich zu quälen."

Ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen; Marie aber fühlte sich durch dies unbegreifliche Benehmen endlich im Ernst verletzt und enthielt sich jeder Erwiderung. Nach einer weiteren Wanderung von fünf Minuten schien die Tochter des Generals denn auch zur Erkenntniß ihrer Unart gekommen zu sein. Sie schmiegte sich enger an ihre Cousine und sah ihr schmeichelnd in's Gesicht.

„Du mußt mir nicht böse sein, mein Herz," bat sie in jenem weichen Kinderton, der ihr in solchen

Augenblicken eigen war und dem selbst ein wirklicher Groll kaum hätte wiederstehen können. „Ich habe in der letzten halben Stunde so viel dummes und häßliches Zeug geschwatzt, das ich mich schäme, wenn ich nur daran denke. Du wirst Mühe haben, mir zu verzeihen, aber du wirst es thun, nicht wahr? Es wäre schrecklich, wenn ich nun auch noch eine Einbuße an deiner Freundschaft erleiden sollte."

„Das ist eine unnöthige Besorgniß, meine liebe Cilly! Ich weiß ein in der Aufregung gesprochenes Wort recht gut von einer absichtlichen Kränkung zu unterscheiden. Aber wenn es mir gestattet ist, einen leisen Vorwurf auszusprechen, so meine ich, du hättest meinen Bruder immerhin etwas freundlicher behandeln können."

Es war doch schon wieder etwas von dem alten Trotz in Cillys Stimme, als sie erwiderte:

„Ich habe mich ja in aller Form bei ihm entschuldigt. Mehr kann ein junges Mädchen einem Herrn gegenüber doch nicht thun! Und bei ihm war es auch etwas Anderes als bei dir! Er hatte die Absicht, mich zu ärgern und mir wehe zu thun, als er sogleich von dem Prinzen zu sprechen anfing, und alle seine nachträglichen Versicherungen können mich nicht mehr vom Gegentheil überzeugen."

„Aber wie in aller Welt sollte er dazu kommen?

Ihr habt Euch, so viel ich weiß, seit seiner Rückkehr ein einziges Mal gesehen, und zu dem Prinzen unterhält er vollends gar keine Beziehungen."

„Ich habe auch keine Erklärung dafür," sagte Cilly, sehr angelegentlich nach der anderen Seite blickend, „aber zuweilen genügt ja eine einzige Begegnung, um eine unauslöschliche Abneigung zwischen zwei Menschen zu erzeugen. Befindest du dich denn nicht Lothar gegenüber in der nämlichen Lage?"

„O, da möchte ich doch bitten!" erwiderte Marie mit Lebhaftigkeit. „Von einer unauslöschlichen Abneigung ist — auf meiner Seite wenigstens — gewiß nicht die Rede. Dein Bruder und ich, wir haben vielleicht verschiedene Ansichten über manche Dinge und werden uns darin schwerlich jemals verständigen; aber das hindert mich nicht, seine vortrefflichen Eigenschaften rückhaltlos anzuerkennen."

„Vergieb, wenn das Beispiel also ein schlecht gewähltes war. Aus deinem bisherigen Benehmen gegen Lothar konnte ich eine solche Gesinnung ja wirklich nicht errathen. Ich aber habe nun einmal entschieden das Unglück, dem Herrn Zahnarzt zu mißfallen, und es wird mir doch wenigstens gestattet sein, mich gegen seine Spöttereien zu wehren. — Uebrigens — wir sind ja gleich zu Haus — habe ich noch eine große, eine sehr große Bitte auf dem Herzen! Du mußt

mir im Voraus versprechen, daß du sie erfüllen wirst, und zwar ohne Wenn und Aber!"

„Da du gewiß nichts Unmögliches verlangen wirst, sei dies Versprechen hiermit geleistet."

„Du darfst weder meinen Eltern noch meinen Brüdern oder sonst Jemandem, der in unserem Hause verkehrt, ein Sterbenswörtchen von dem Vorgefallenen erzählen. Am Ende haben wir ja auch nicht einmal eine so glänzende Rolle dabei gespielt, daß uns an dem nachträglichen Erschrecken der Mama oder an den unvermeidlichen Neckereien Engelberts etwas gelegen sein könnte."

Das war also der nämliche Wunsch, welchem vorhin schon Wolfgang Ausdruck gegeben hatte. Marie vermochte ihr Erstaunen über diese seltsame Uebereinstimmung nicht ganz zu verbergen.

„Ihr bringt mich fast zu dem Glauben, daß wir ein sträfliches Unrecht begingen, als wir uns umwerfen ließen", sagte sie. „Könntest du es mir übel nehmen, Cilly, wenn ich zu erfahren wünschte, welches deine eigentlichen Beweggründe für dies Heimlichthun sind?"

„Ich will mich nicht auslachen lassen. Ist das noch nicht Grund genug? — Und wenn ich nun wirklich noch eine andere Ursache hätte, würde es dir schwer fallen, mir das kleine Opfer zu bringen?"

„Gewiß nicht! — Vermuthlich geschieht es aus Rücksichten für den Prinzen Lamoral, daß du deinen Eltern die Heldenthat seines Kutschers verbergen willst.“

Nur zwei Häuser noch trennten sie von der Villa des Generals. Cilly verlangsamte ihren Schritt und indem sie das Köpfchen stolz erhob, sagte sie mit einem lebhaften Aufsprühen in den dunkeln Augen:

„Ja — da du es denn doch schon errathen hast! Es geschieht zum guten Theil auch um seinetwillen! Aber ich bitte dich, daraus keine voreiligen Schlüsse zu ziehen. Heute Abend wirst du erfahren, wie es gemeint war.“

Sie traten in das Haus und konnten sich aus der Begrüßung, die ihnen zu Theil wurde, leicht überzeugen, daß man ihretwegen ganz ohne Sorgen gewesen war. Cilly bekundete im Kreise der Ihrigen sogleich eine Heiterkeit, welcher Niemand anmerkte, daß sie nicht ganz natürlich war, und Marie hielt gewissenhaft das gegebene Versprechen. Keiner im Hause des Generals ahnte etwas von der Lebensgefahr, welcher sie kaum entronnen waren und von dem unfreiwilligen Besuche, welchen Cilly dem Operationszimmer ihres zahnärztlichen Vetters abgestattet.

Der reich dekorirte Festsaal der Villa und die behaglichen Räume, welche sich unmittelbar an denselben anschlossen, wurden aus Gaskronen, Wandleuchtern und Kandelabern bereits mit einem Meer von Licht überfluthet; aber von den erwarteten Gästen war noch keiner vorgefahren. Bis auf die Generalin, die schon seit geraumer Zeit in einem moosgrünen Sammetkleide mit unendlicher Schleppe umherrauschte, um die Arrangements an den Büffets wieder und wieder mit Kennerblicken zu prüfen und hier und da einige auf die leiblichen Bedürfnisse der Gäste bezügliche Anweisungen zu ertheilen, — und bis auf den Assessor, der in seinem Arbeitszimmer über einem Aktenfascikel saß, als hätte er von den festlichen Vorbereitungen in seinem Elternhause überhaupt keine Ahnung — befanden sich sämmtliche Mitglieder der Familie noch bei der Toilette.

Cilly war bei ihren Angehörigen ein wenig dafür verrufen, daß mit diesem wichtigen Geschäft trotz aller Hülfe der Zofe niemals rechtzeitig fertig werden könne. Sie hatte um dieser leidigen Gewohnheit willen schon unzählige Neckereien Engelberts über sich ergehen lassen müssen, und vielleicht nur, um ihr für

den heutigen Tag eine Wiederholung derselben nach Möglichkeit zu ersparen, beeilte Marie ihren eigenen Anzug so sehr, daß sie noch Zeit genug behielt, auch ihrer Cousine Beistand zu leisten. Sie selber hatte jede Hülfe für ihre Toilette abgelehnt, ja, sie hatte trotz allen Zuredens nicht einmal die weltberühmten Frisirkünste von Cillys Jungfer in Anspruch genommen, da sie ihr prächtiges Haar durchaus nicht anders zu tragen wünschte als an jedem sonstigen Tage. Und ein Blick in den Spiegel konnte sie belehren, daß sie recht daran gethan habe. Die einfache Anordnung der dicken, lichtblonden Zöpfe, in denen einige frische Blumen als einziger Schmuck befestigt waren, stand ihr ohne Zweifel ungleich lieblicher zu Gesicht, als irgend ein kunstreicher Aufbau, wie ihn die an der Seine geschulte Phantasie der Mademoiselle Cheriette zu erfinden liebte. Und dieselbe anmuthige Einfachheit hatte sie auch in Bezug auf all ihren sonstigen Festschmuck walten lassen. Ein weißes Kleid von schlichtem Faltenwurf, durch eine zarte, schön stylisirte Stickerei belebt und hier und da mit einer kleinen duftigen Ranke lebendiger Blumen verziert, überließ den edlen Linien und den weichen Formen ihrer vollkommen ebenmäßigen Gestalt den wesentlich größesten Theil der Aufgabe, sich im Wettstreit mit den weiblichen Schönheiten, die man heute erwarten durfte, zu behaupten.

Keine Puderquaste hatte den im reinsten Elfenbein=weiß leuchtenden Nacken berührt, und die feucht schimmernden, frischen Lippen, die in freudiger Spannung glänzenden Augen mußten den verführerischen Reiz ersetzen, den das Glitzern und Funkeln kostbarer Edelsteine vielleicht von Anderen ausgehen ließ.

Von naiver Freude über das liebliche Bild erfüllt, das ihr der hohe Ankleidespiegel zurückgeworfen hatte, verließ Marie ihr Stübchen, um sich zu dem in demselben Stockwerk gelegenen Zimmer ihrer Cousine zu begeben. Sie hatte nur den langen Corridor zu passiren, um dahin zu gelangen, und sie war so wenig darauf gefaßt gewesen, anderen Personen als etwa einem der Dienstboten zu begegnen, daß ihr ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte, als sie plötzlich Engelberts schlanke Gestalt wie aus dem Boden gewachsen vor sich stehen sah.

Auch er erschien in seinem Parade=Anzuge stattlicher, glänzender nnd siegesgewisser als je, und obwohl Marie während der letzten Stunden gar nicht an ihn gedacht hatte, war es ihr doch nun mit einem Mal, als ob sie sich nur für ihn geschmückt hätte und als ob ihr eine Aeußerung des Wohlgefallens aus seinem Munde alle kleinen und großen Triumphe aufwiegen müsse, die ihr für den Verlauf dieses ihres

ersten großen Gesellschaftsabends etwa vorbehalten sein konnten.

Und sie brauchte nicht lange auf eine solche Aeußerung zu warten. Nachdem er sie eine Sekunde lang mit brennenden Blicken betrachtet hatte, beugte Engelbert sich plötzlich nieder und preßte seine Lippen leidenschaftlich heiß auf ihren schönen entblößten Arm.

„Marie — meine Herzenskönigin!" flüsterte er. „Du weißt nicht, Mädchen, wie berauschend schön du bist!"

Das Lob war unzweideutig genug; aber es war vielleicht anders, als Marie es ersehnt und erwartet hatte. Sie wich zurück und legte die Hände auf den Rücken, als ob sie damit eine Wiederholung der stürmischen Liebkosung verhindern wollte.

„Du bist unartig, Engelbert", sagte sie schmollend. „Würdest du gegen eine andere junge Dame etwas Derartiges wagen?"

Aber der Dragoner-Offizier ließ sich jetzt nicht mehr so leicht aus der Fassung bringen wie damals im Gewächshause nach dem ersten Diner. Seinen martialischen Schnurrbart zwischen den Fingerspitzen wirbelnd, sagte er mit dem zuversichtlichen Lächeln eines Mannes, der nicht einen Moment an die Ernsthaftigkeit des ihm ertheilten Verweises glaubt:

„Gewiß, mein Herz — vorausgesetzt natürlich, daß ich ihr so gut wäre wie dir! — Und nur, weil diese Voraussetzung in das Gebiet der unmöglichen Dinge gehört —“

Marie unterbrach ihn durch eine abwehrende Geberde.

„Wie soll ich mich entschließen, solchen Versicherungen Glauben zu schenken! — Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß du gestern irgend einer Circus-Künstlerin dasselbe gesagt hast?“

Engelbert legte die Linke auf die Brust und nahm eine sehr feierliche Haltung an.

„Haben Cillys Lästerungen mehr Gewicht für dich als mein Manneswort? — Was soll ich thun, dich von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen?“

Seine Worte durchströmten sie mit einer süßen Empfindung des Glückes; aber sie fühlte trotzdem ein eises Bangen unter dem heißen Blick, der so verzehrend auf ihr ruhte. Sie hätte laut aufjubeln mögen in dem Bewußtsein, geliebt zu sein, und doch peinigte es sie, sich mit dem Manne allein zu wissen, in dessen Blute diese leidenschaftliche Liebe loderte. Nur um einen Vorwand zur Flucht zu finden, suchte sie das Gespräch in's Scherzhafte zu wenden.

„Beweise sie mir, indem du jetzt ganz artig hinuntergehst und indem du mich künftig nicht mehr mit einer Kammerzofe verwechselst, wenn der Zufall uns abermals auf einem Treppenflur zusammenführen sollte. Das ist doch gewiß ein bescheidenes und leicht zu erfüllendes Verlangen."

Sie wollte an ihm vorüberhuschen, doch Engelbert vertrat ihr den Weg. Er hatte sie nie schöner gesehen, als in dieser duftigen Gesellschaftstoilette und er mochte wenig geneigt sein, sie so wohlfeil davonkommen zu lassen, nachdem die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß sie ihm auch um größerer Kühnheit willen nicht gezürnt.

„Warum mußt du mir immer unter den Fingern entschlüpfen, wenn sich uns einmal Gelegenheit bietet, ernsthaft mit einander zu reden? — Geschieht das nicht ohnedies leider selten genug?"

Schelmisch und doch nicht ohne geheimes Zagen sah sie zu ihm auf.

„Ernsthaft?" fragte sie. „Hier? — Zwischen sechs Thüren, von denen in jedem Augenblick eine aufgehen kann? Nicht nur deine Geschwister würden Gelegenheit haben, uns zu überraschen, sondern sogar die Dienstboten."

„Nun, wenn es durchaus nicht sein soll, so zahle mir wenigstens ein Lösegeld dafür, daß ich dich frei

gebe! — Gieb mir ein Unterpfand, daß dein Herz nur mir gehört, damit mich nicht die bloße Vorstellung rasend mache, dich nachher mit Anderen plaudern oder gar tanzen zu sehen!"

Eines ernstlichen Widerstands kaum gewärtig, machte er den Versuch, sie wie damals an sich zu ziehen und zu küssen; doch Marie entzog sich ihm sehr entschieden und ihre Haltung wie ihre Miene ließen ihn nicht im Zweifel über die Aufrichtigkeit ihres Unwillens.

„Nein!" sagte sie, „nur in Gegenwart deiner Eltern werde ich dir das zum zweiten Mal gestatten!"

Sie verschwand in der Thür von Cillys Zimmer, ehe sich Engelbert über eine passende Erwiderung klar geworden war. Er spitzte die Lippen und pfiff leise ein paar Takte aus der Melodie des neuesten Gassenhauers vor sich hin.

„Das war deutlich!" meinte er, während er die Treppe hinab stieg und langsam die weißen Handschuhe anzog. „Nun — warum auch nicht? — Ich für meine Person hätte verteufelt wenig dagegen einzuwenden!"

Auch der General stand jetzt bereits in seiner gestickten Uniform und im blinkenden Schmuck seiner vielen Orden inmitten des ersten kleinen Salons, vollkommen bereit, sich der sauren Pflicht einer liebens-

würdigen Bewillkommnung der zahlreichen Gäste zu unterziehen, von denen die ersten nunmehr erwartet werden konnten.

„Meine theuren Angehörigen lassen mich allem Anschein nach wieder recht hübsch im Stich", sagte er, als Engelbert eintrat. „Die Mama ist plötzlich unsichtbar geworden, Cilly ist natürlich noch nicht mit dem Anziehen fertig, und Lothar — hast du überhaupt etwas von Lothar gesehen?"

„Soll ich meines Bruders Hüter sein, Papa? Wahrscheinlich brütet er über einem Mord oder einem schweren Diebstahl mit Dietrichen und Brecheisen. Seitdem er sich der Kriminal-Justiz in die Arme geworfen hat, ist er für mich so gut wie unsichtbar geworden."

„Nun, ich werde einen Diener hinaufschicken, um ihn an seine gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erinnern. — Uebrigens — auch dir habe ich noch etwas zu sagen, Engelbert! — Du hast neulich auf dem Diner bei Rochlitz den deutlichen Wink sehr rasch vergessen, welchen ich dir gegeben."

„Einen Wink, Papa? — Ich weiß wirklich nicht. — Ah, — etwa wegen der kleinen Comtesse Hainried?"

„Du mußt ein schlechtes Gewissen haben, da du sogleich eräthst, was ich meine. Dein nachlässiges

Benehmen gegen die junge Dame streifte in der That beinahe an Unhöflichkeit."

„Wie genau du solche Kleinigkeiten doch beobachtest. Papa!" meinte Engelbert heiter, indem er vor einen Spiegel trat und sich wohlgefällig in allen Muskeln reckte. „Es ist möglich, daß sie mir an jenem Tage nicht recht gefiel. Sie hatte den Schnupfen, und Niemand wird im Ernste bestreiten wollen, daß ein Schnupfen selbst die Venus von Milo entstellen könnte."

„Das sind Albernheiten, mein lieber Engelbert, und ich deutete dir schon an jenem Tage an, daß es mir lieb wäre, wenn du die Sache gerade diesmal von einer etwas ernsteren Seite nähmest. Reskenstein macht kaum noch ein Geheimniß daraus, daß die Reibungen nach unten und oben, die bei seiner knorrigen Natur von vornherein unvermeidlich waren, ihn bereits herzlich amtsmüde gemacht haben, und daß er das Kriegsministerium lieber heute als morgen verließe, wenn nur das Kommando eines Armeecorps frei wäre, das Seine Majestät ihm versprochen hat. Darüber aber, daß kein Anderer als Hainried, der unermüdliche Arbeiter und der ausgezeichnete Redner, sein Nachfolger auf dem Ministersessel werden wird, waltet in eingeweihten Kreisen längst nicht mehr der geringste Zweifel."

Engelbert drehte sich auf dem Absatz herum und schnitt eine drollige Grimasse des Entsetzens.

„Heirathsprojekte also, Papa? — Schauderhaft!“

„So hoch versteigen sich meine Hoffnungen garnicht! — Ehe da vom Heirathen die Rede sein könnte, müßtest du einem halben Dutzend von Rivalen den Rang ablaufen, die ihr Rößlein allem Anschein nach besser zu steuern verstehen als du.“

„Oho, wenn es nur darauf ankäme! — Ich wollte ihnen zwanzig Längen vorgeben, und sie doch noch Alle mit einander um eine Nase, und zwar um eine recht lange, schlagen. Aber wenn es dir wirklich Spaß macht, Papa, mich als girrenden Täuberich um dies verschnupfte Täubchen stolziren zu sehen, so will ich dir als guter Sohn mit Vergnügen gehorsam sein. Ich werde der Comtesse Hainried auf Tod und Leben die Cour machen, sollten sich auch die beiden Rochlitz darüber grün und gelb ärgern.“

Rasch nach einander rollten draußen die ersten Equipagen vor; der General seufzte ein wenig, rückte sich in den Hüften zurecht und legte dann sein lebhaft gefärbtes, fast jugendlich frisches Gesicht in die verbindlichsten und liebenswürdigsten Falten.

In einer Gesellschaft, die zum weitaus größten Theile aus Offizieren und ihren Damen bestand, nahm man es mit der Pünktlichkeit des Erscheinens ziemlich genau. Im Verlauf einer kurzen halben Stunde hatten sich die erhellten Gemächer mit einer sehr

glänzenden Versammlung in bunten, blitzenden Uniformen und kostbaren, über Parquet und Teppiche rauschenden Gewändern gefüllt. Da man untereinander fast durchweg gut bekannt war, herrschte von vornherein eine sehr angeregte Stimmung, das Geräusch einer allgemeinen, lebhaften Unterhaltung schwirrte durch die Salons und namentlich den heiteren Mienen der Jugend beiderlei Geschlechts war es unschwer anzusehen, daß man sich eine äußerst vergnügliche Nacht versprach.

Sollte es doch auch eine rechte Tanz-Gesellschaft sein, bei welcher die junge Welt nicht durch die Marter eines stundenlang ausgedehnten Soupers zur Verzweiflung gebracht werden würde. Auf den ersten Walzer sollte eine Erfrischungspause folgen, während der an kleinen Tischchen zu verspeisen war, was die aufgestellten Büffets in verschwenderischer Fülle an auserlesenen Delikatessen boten. Es war darum natürlich, daß derjenige Kavalier, welchem eine Dame diesen Walzer gewährte, auch ihr Ritter während der Erfrischungspause blieb, und Jeder, dem es darum zu thun war, sich die Gunst irgend einer holden Ballelfe zu gewinnen, beeilte sich deshalb, seinem Rivalen für den bedeutsamen Tanz den Vorrang abzulaufen.

Prinz Lamoral von Waldburg, von dem General mit jener höflichen Auszeichnung empfangen, auf welche

seine hohe Geburt ihm ein Anrecht gab, hatte sogleich mit waidmännischem Späherblick Cillys dunkellockiges Tituskopfchen in einer dichten, fröhlichen Gruppe ersehen. Rasch ging er auf sie zu und machte ihr eine Verbeugung, wie er sie chevaleresker und ehrerbietiger nicht für eine Prinzessin des Königshauses gehabt haben würde. Marie, welche in der Nähe ihrer Cousine stand, blickte in hochgradiger Spannung und mit einigem Bangen auf Cilly, deren Unberechenbarkeit und gelegentliche Rücksichtslosigkeit sie gut genug kannte. Aber die Tochter des Generals schien das Geheimniß, welches sie der Freundin zur Pflicht gemacht hatte, auch vor dem Urheber des Unfalls vom heutigen Vormittag wahren zu wollen. Sie hätte seine Begrüßung sonst schwerlich mit einem so ruhigen Lächeln erwidern und ihm so bereitwillig die Tanzkarte überlassen können, um die er nach einem etwas süßlichen und gedrechselten Compliment gebeten hatte.

„Ah, Sie sind nicht sonderlich bescheiden gewesen, mein Prinz," sagte sie nur, indem sie einen Blick auf das zierliche Elfenbeintäfelchen warf, das er ihr zurück reichte. „Eins — zwei — drei — vier Tänze — und den Tischwalzer obendrein! Hielten Sie sich meiner Zustimmung so gewiß?"

„Ich fürchte in der That nicht, daß Sie mich durch einen Refus unglücklich machen werden, Baro-

nesse! Mein Kutscher hatte sich verspätet; aber ich habe meine Pferde fast zu Tode jagen lassen, um zu verhindern, daß mir hier vor dem Throne der Anmuth ein Glücklicherer zuvorkäme."

„Ein solcher Opfermuth darf allerdings nicht ohne die gebührende Belohnung bleiben! Bis nachher also!"

Sie nickte ihm zu, während sie ihre Hand auf den Arm eines Majors vom großen Generalstabe legte, welchem sie den ersten Tanz bewilligt hatte.

„Sie muß in der That mehr als ein oberflächliches Interesse für ihn empfinden," dachte Marie, „wenn sie ihn den Schrecken vom heutigen Morgen so wenig entgelten läßt."

Eine leichte Regung des Bedauerns beschlich sie bei dieser Erkenntniß, denn die Persönlichkeit des blasirten und geistig beschränkten Prinzen war ihr sehr wenig sympatisch. Aber sie war jetzt doch nicht in der Stimmung, sich lange mit den Herzensangelegenheiten ihrer Base zu beschäftigen. Schon spielte man drinnen in dem großen Festsaal Webers Aufforderung zum Tanz und sie hatte auf ihrer Karte bisher nur einen einzigen unleserlichen Namen für einen der späteren Tänze. Es hatte ihr wenig Kummer gemacht, daß man sie minder lebhaft umwarb als die Mehrzahl der übrigen jungen Damen. Sie war ja sicher, daß sie einen Tänzer finden würde, der ihr lieber war

als alle anderen Kavaliere. Nun aber war es an der Zeit, daß er sich einstellte; denn die Nebensalons entleerten sich rasch, und nach wenig Minuten, wenn der Tanz begonnen hatte, würde sie hier ganz allein und verlassen sein.

Da wurde die halb herabgelassene Portière vor der Thüröffnung mit einer ungestümen Handbewegung zurückgeschlagen, wie sie Engelbert eigenthümlich war. Er blieb auf der Schwelle stehen und schaute suchend umher. Sein Gesicht war etwas erhitzt, aber seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

„Ah, da bist du ja!“ sagte er freudig, als er Marie auf dem Rundsopha unter dem hohen Pflanzenaufbau erspäht hatte.

„Ich hatte kaum noch Hoffnung, dich erwischen zu können, darf ich um deine Tanzkarte bitten?“

Er sprach ganz so unbefangen und vertraulich wie sonst. Die Zurückweisung von vorhin hatte ihn also nicht ernstlich verdrossen! Marie athmete in glücklicher Erleichterung auf; denn schon hatte sie angefangen zu fürchten, daß er sie dieselbe durch schmollendes Fernhalten entgelten lassen würde.

In fliegender Hast hatte Engelbert ein paar Bleistiftstriche auf das Täfelchen geworfen.

„Es ist ein Unglück, daß ein Theil der Repräsentationspflichten auch auf meine Schultern fällt,“

sagte er, indem er es ihr zurück gab, „wenn ich Herr über mich wäre, hätte ich dich für den ganzen Abend keinem Anderen gegönnt.“

Dabei wandte er den Kopf schon wieder nach der Thür, als fürchte er, irgend Jemand könne ihn vermissen und sein Fernbleiben übel vermerken. Und es entging ihm infolge dieser Bewegung, daß Marie für einen Moment die Lippen schmerzlich zusammen preßte und daß ihre Finger die zierlichen Stäbe des Fächers umklammerten, als ob sie ihn zerdrücken wollten.

Nur für eine Polka-Mazurka hatte Engelbert eingeschrieben, für die vorletzte Nummer der ganzen Tanzordnung!

„Wahrhaftig, da geht der Rummel schon los!“ meinte er aufhorchend und allem Anschein nach in Mariens Schweigen gar nichts Auffälliges findend. „Ich habe die kleine Hainried engagirt, und wenn der Alte Anwartschaft auf das Portefeuille des Kriegsministers hat, darf man die Tochter natürlich nicht warten lassen.“

Als er ihre Karte in der Hand hielt, mußte er gesehen haben, daß sich bei ihr noch Niemand um den ersten Tanz beworben hatte, und er mußte auch wissen, daß sie dadurch in peinliche Situation gerieth. Aber es fiel ihm nicht ein, sich darum im Mindesten zu

kümmern. Ohne ein weiteres Wort eilte er wieder hinaus und zwei Minuten später klang seine fröhliche, volltönende Stimme an Mariens Ohr, als er mit der Comtesse Hainried, einer üppigen und sehr koketten Dame, an der offenen Thür vorüber ging.

Von einer Empfindung tief schmerzlicher Bitterkeit erfüllt, hatte Marie die über dem Fächer gefalteten Hände in den Schooß sinken lassen. All' ihre Herzensheiterkeit und die selige, erwartungsvolle Stimmung, die noch soeben ihre weichen Wangen hatte erglühen lassen, waren unwiederbringlich dahin. Nicht Eifersucht war es, was sich in ihrem Innern regte und ihr die Thränen heiß in die Augen steigen ließ, sondern ein Gefühl herber Enttäuschung und Ernüchterung, wie es nach Augenblicken froher Erregung und hochgemuther Zuversicht sich mit doppelter Grausamkeit in die Seele bohrt.

„Wie? — Du bist noch hier, Marie?“ tönte es da plötzlich an ihrer Seite. „Willst du mir gestatten, dich in den Saal zu führen, und willst du es mit einem Tänzer von sehr zweifelhafter Geschicklichkeit versuchen?“

Ihr Vetter Lothar war es, der im schlichten schwarzen Ballanzuge und nicht sorgfältiger frisirt als an jedem anderen Tage vor ihr stand. Sein ernster Blick war so forschend und zugleich theilnahmsvoll auf

sie gerichtet, daß sie im Moment des ersten Ueberraschtseins die Empfindung hatte, er müsse bis auf den Grund ihrer Seele geschaut und ihre geheimsten Gedanken gelesen haben.

Mit den Fingerspitzen hastig über Stirn und Augen streichend, als gelte es, die Spuren wirklicher Thränen zu verwischen, richtete sie sich auf.

„Ich — ich wünschte eine kurze Zeit allein zu bleiben," sagte sie mit einer Unwahrhaftigkeit, welche sie trotz der Geringfügigkeit schwere Ueberwindung kostete, „denn ich befand mich nicht ganz wohl."

„Du siehst wirklich angegriffen aus. Darf ich dir ein Glas Wein oder ein anderes Belebungsmittel besorgen?"

Je tiefer Marie den Gegensatz zwischen seiner herzlichen Theilnahme und der selbstsüchtigen Gleichgültigkeit Engelberts empfand, desto übermächtiger quoll die schmerzliche Bitterkeit in ihrem Innern auf.

„Nein!" erwiderte sie mit einer Schroffheit, die nicht beabsichtigt, sondern nur ein natürlicher Ausfluß ihrer Stimmung war. „Es war ganz unbedeutend und ist schon wieder vollständig vorüber. Ich werde dir dankbar sein, wenn du die Güte hast, mich in den Festsaal zu führen. Weitere Opfer aber muthe ich dir nicht zu; denn ich werde heute überhaupt nicht tanzen."

Lothar reichte ihr seinen Arm und that, wie sie

begehrte. Aber der sorgende Blick, der noch immer auf ihrem blassen Antlitz ruhte, verrieth, daß er an die vorgebliche Beseitigung ihres Unwohlseins nicht recht zu glauben vermochte. —

Der Major vom großen Generalstab, in dessen Arm sich Cilly dem Wirbel des Tanzes überlassen hatte, war mit seinen vierundvierzig Jahren nicht mehr so ausdauernd und elastisch, daß die junge Dame nicht bald ein menschliches Rühren gefühlt und ihm, indem sie selber Athemlosigkeit erheuchelte, seine Freiheit wieder gegeben hätte. Er führte sie zu einem der kleinen Sophas, die an den Wänden standen, und er machte ein etwas verwundertes Gesicht, als nach einer Ruhepause von weniger als einer Minute das Töchterchen des Generals schon wieder Athem genug hatte, um mit einem blutjungen, unbärtigen Sekond-Lieutenant, dem die Fähnrichstage noch sehr frisch in der Erinnerung sein mußten, davon zu fliegen.

Der jugendliche Krieger hatte augenscheinlich bis dahin wenig Gelegenheit gehabt, sich in der schwierigen Kunst des Verbergens seiner geheimsten Gedanken zu üben; denn noch ehe er in dem verzweifelten Bemühen, eine nicht all' zu triviale Unterhaltung anzuknüpfen, mehr als zwanzig Worte über die neuesten Nachrichten aus Deutsch-Afrika hervor gestottert hatte, wußte Cilly mit unumstößlicher Gewißheit, daß er bis über beide

Ohren in ihre glänzenden Augen und in ihre rothen Lippen verliebt sei. Und während sie sich sonst über die stumme Anbetung solcher halbreifen und unbeholfenen Helden unbarmherzig lustig zu machen pflegte, gefiel sie sich diesmal darin, den armen Menschen durch allerlei kleine Koketterieen vollends in lichterloh aufschlagende Flammen zu setzen. Als sie pausirend durch den Saal schritten, hatte er zu seinem eigenen Erstaunen bereits die beispiellose Kühnheit, ihren Arm ganz leise an sich zu drücken und mitten in dem ernsthaftesten Gespräch über den Negeraufstand und den Sultan von Sansibar sagte er plötzlich mit einem gar nicht mehr mißzuverstehenden Seufzer:

„Auch ich hatte mich für die Expedition des Reiches nach Afrika gemeldet, denn diesen unendlichen, thatenlosen Frieden hier in Europa vermag kein rechter Soldat zu ertragen. Aber man hatte bereits alle Stellen besetzt, als mein Gesuch eintraf. Ich war zu spät gekommen! Zu spät — das ist von jeher das Unglück meines Lebens gewesen! — Es ist als ob in dieser Beziehung ein unerbittliches Fatum über mir waltete. Möchte ich doch fast darauf schwören, daß auch gnädiges Fräulein bereits über den ersten Walzer verfügt haben!"

Ob es in Anerkennung dieses wahrhaft genialen Gedankensprunges aus dem aequatorialen Afrika in

den Festsaal des Generals von Brenckendorf, oder ob es aus irgend einer anderen, geheimnißvollen Ursache geschah — genug, Cilly strahlte den pessimistisch angehauchten Jüngling mit einem verwirrenden Blick ihrer dunkeln Gluthaugen an und erwiderte kokett:

„Vorläufige Verfügungen lassen sich rückgängig machen. Einen thatenlustigen Mann sollten solche Hindernisse nicht schrecken.“

Der Lieutenant sah etwas betroffen aus. Vielleicht dämmerte ihm trotz eines nicht zu gering bemessenen Selbstbewußtseins eine dunkle Ahnung auf, daß sie sich möglicher Weise über ihn lustig machen könnte.

„Wenn ich gnädiges Fräulein recht verstehe —“ stammelte er. „Es würde mich natürlich unaussprechlich glücklich machen“ —

„Nun wohl!“ sagte sie, ihm die Tanzkarte entgegen haltend. „Jeder ist der Herr seines Schicksals!“

Er hatte den Bleistift in der Hand, aber er las den Namen des Prinzen Lamoral an der Stelle, die er vermessen genug für sich selbst begehrte, und die Verlegenheit machte ihn erröthen wie ein junges Mädchen.

„Ach — gnädiges Fräulein beschämen mich durch so viel Güte — aber ich weiß nicht — es ist vielleicht nicht schicklich — so ohne die Erlaubniß des Kameraden —“

„Ach, wie ängstlich Sie sind!“ lachte Cilly.

„Und Sie wollten gegen Sklavenjäger und Menschenfresser kämpfen! Da — nun brauchen Sie Niemanden mehr um seine Erlaubniß zu fragen.“

Sie hatte einen so dicken Strich über den Namen des Prinzen gemacht, daß die Spitze des Bleistifts abgebrochen war und daß der Lieutenant sich seines eigenen Crayons bedienen mußte, als er jetzt mit etwas unsicherer Hand sein „von der Hacke“ darunter schrieb.

Nun aber schien Cilly plötzlich die Lust an seinem interessanten Geplauder vergangen zu sein. Sie gab ihm kaum noch eine Antwort und benutzte die erste Gelegenheit, sich von ihm los zu machen.

„Die Erkenntniß, daß sie mir zu weit entgegengekommen ist, hat sie verschüchtert“, dachte der Lieutenant, und sein jugendlich unerfahrenes Herz klopfte höher im stolzen Bewußtsein des ersten, leicht errungenen Triumphes.

Die Tochter des Generals aber hatte ihn sicherlich schon ganz und gar vergessen, während sie einer lustigen Geschichte des eben so sehr um seiner witzigen Einfälle als um seiner chirurgischen Geschicklichkeit willen berühmten Generalarztes von Herger lauschte. Eben sollte die Pointe der Anekdote kommen, als die Stimme des Prinzen Lamoral neben Cilly laut wurde,

der sich bei ihr um die Gewährung einer Extra-Tour bewarb.

„Der Tanz wird ja gleich zu Ende sein, Durchlaucht", erwiderte sie, „und man darf im Anfang nicht all' zu verschwenderisch umgehen mit seinen Kräften. Lassen Sie uns ein wenig plaudern, ohne zu tanzen!"

Obwohl der Prinz sich auf Letzteres entschieden viel besser verstand als auf das Erstere, stellte er sich doch ganz entzückt über ihren Vorschlag. Sie umwandelten Arm in Arm den Saal, und Cilly deutete dann auf ein Ecksopha, in dessen unmittelbarer Nähe sich eben Niemand befand.

„Setzen wir uns, mein Prinz! — Mir fällt da eben ein, was Sie vorhin von Ihrem Kutscher sagten. Warum in aller Welt jagen Sie einen so unbrauchbaren Menschen nicht davon?"

„Unbrauchbar? — Ganz im Gegentheil, meine Gnädigste — Sie müssen mich total mißverstanden haben — er ist einer der schneidigsten Kerle, die jemals auf einem Bock gesessen haben. Wenn es sein muß, fährt er wie der Teufel!"

„Ja — wie der Teufel! — Etwas Aehnliches habe ich allerdings auch von anderer Seite gehört. — Man erzählte mir, daß er absichtlich eine Droschke zu Schanden gefahren habe."

Der Prinz lächelte geschmeichelt und liebkoste seinen langen Schnurrbart.

„Merkwürdig, wie schnell Alles herum kommt in diesem kleinen Berlin. — Kann allerdings nicht leugnen, verehrte Baronesse, daß man Ihnen die Wahrheit erzählt hat; aber mein Iwan war in diesem Falle unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Ich mußte nach Charlottenburg zum Dienst, ich hatte keine Achtelminute zu verlieren — und Baronesse können sich denken, in was für eine Stimmung es mich versetzte, als da so ein elender Droschkenkarren hartnäckig mitten auf dem Fahrdamm vor mir hinzottelte, so daß mein Iwan nicht rechts noch links an ihm vorüber konnte. Er rief den Kerl an, viermal — fünfmal — Alles umsonst. Ja, der Plebejer hatte sogar die Unverschämtheit, grob zu werden, — na, da riß mir die Geduld und ich kommandirte: ‚Vorwärts — wenn auch die Schindmähre und der ganze andere Krempel darauf geht!‘ — Und richtig! — Mein Coupé konnte den morschen Karren kaum gestreift haben, und doch legte er sich auf die Seite wie ein umgeblasenes Kartenhaus. — Ich weiß nicht, wie die Sache schließlich abgelaufen ist; der freche Patron hatte seine Lektion jedenfalls vollauf verdient.“

Cilly hatte während seiner lebhaften Erzählung ihren Fächer unaufhörlich in rascher Bewegung erhalten, ihre Augen hingen unverwandt an dem Gesicht

ihres Kavaliers, und Prinz Lamoral fühlte sich sehr angenehm durchschauert von dem Feuer, das aus ihnen sprühte.

„Natürlich hatten Sie sich zuvor vergewissert, daß die Droschke leer sei, ehe Sie jenen Befehl ertheilten?"

„Da ich nicht durch Holz und Leder sehen kann — nein! Aber ich bitte Sie, theuerste Baronesse — was sitzt denn am Ende in so einer Droschke zweiter Classe? — Wenn man auch noch anfangen wollte, auf die zarten Nerven solcher Leute Rücksicht zu nehmen, so könnte man ja lieber gleich — na, das wäre wirklich eine allerliebste Zumuthung."

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, mein Prinz?"

„Fordern Sie mein Leben — es gehört Ihnen!"

„Sie werden dem Droschkenkutscher seinen Schaden ersetzen — nicht wahr? — Und auch auf eine kleine Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken wird es Ihnen nicht ankommen. Es ist gewiß ein Leichtes, auf der Polizei seine Nummer zu erfahren."

„Ich beneide den Menschen wegen der Theilnahme, die Baronesse ihm zuwenden. Aber ein Wunsch aus solchem Munde ist mir natürlich Befehl. Er soll mit meiner Generosität zufrieden sein."

„Ihr Wort darauf, Durchlaucht."

„Mein Wort darauf!" erwiderte er, sichtlich etwas frappirt, aber noch immer in dem vollendet liebenswürdigen Ton eines hofirenden Kavaliers.

„Ich danke Ihnen!" sagte sie sehr kühl, und indem sie sich erhob, fügte sie hinzu:

„Ah, der Walzer! — Ich muß meinem Tänzer wohl zu Hülfe kommen, denn der bedauernswerthe junge Mann, der mich da so verzweifelt sucht, scheint an Kurzsichtigkeit zu leiden."

Prinz Lamoral reckte sich in die Höhe.

„Das gnädige Fräulein belieben zu scherzen. Ihr Tänzer hat seit zehn Minuten die Ehre, sich an Ihrer Seite zu befinden."

Cilly hob die Tanzkarte auf, die an seidener Quaste von ihrem Gürtel herab hing und hielt sie so, daß auch der Prinz den grausamen Strich, der da durch seinen Namen ging, nothwendig sehen mußte.

„Ah, wahrhaftig!" meinte sie mit einem Ausdruck flüchtigen Bedauerns. „Ich vergaß Ihnen vorhin zu sagen, daß ich den Tischwalzer dem Lieutenant von der Hacke zugedacht hatte. — Durchlaucht werden sich nach einem Ersatz umsehen — nicht wahr?"

Kerzengerade stand Prinz Lamoral vor ihr. Sein ernstes Gesicht sprach es besser als tausend Worte aus, wie tief er beleidigt war.

„Baronesse!“ sagte er nur, und in seiner Stimme klang es wie eine Mahnung, die Herausforderung nicht bis zum Aeußersten zu treiben. Cilly aber sah ihn groß an und um ihre Mundwinkel zuckte es wie Zorn oder vielleicht auch wie ein verhaltenes Weinen.

„Nun?“ fragte sie. Und da er schwieg, fuhr sie mit gedämpfter Stimme, aber mit stürmisch wogendem Busen fort:

„Wollen Sie sich im Ernst auf Ihr älteres Recht berufen, wenn ich Ihnen sage, daß — daß ich bedaure, Ihnen dasselbe eingeräumt zu haben?“

„Nein!“ erwiderte der Prinz mit eisiger Kälte. „Nach solcher Erklärung kann ich nur das höfliche Ersuchen stellen, mich auch von allen weiteren Verpflichtungen gnädigst entbinden zu wollen. Ich würde zu ihrer Einlösung außer Stande sein, da ich nicht länger die Ehre haben kann, ein Gast dieses Hauses zu sein.“

Seine haarscharf abgemessenen Worte, von denen Cilly sehr gut wußte, daß sie nichts Anderes bedeuteten als eine unwiderrufliche Absage für das ganze Leben, ließen sie bis in die innersten Tiefen ihres Wesens erbeben. Es kümmerte sie sehr wenig, daß ihre Handlungsweise den lebhaften Unwillen des Generals herausfordern würde; aber sie erkannte das volle Gewicht und die ganze Tragweite desselben doch

erst jetzt, wo sie eine angenehme Hoffnung, die ihr durch Monate langes Tändeln lieb geworden war, anscheinend rettungslos zusammen brechen sah. Wohl hatte sie mit Vorbedacht und vollkommener Ueberlegung gehandelt; aber das Bewußtsein, daß sie sich selber einen empfindlichen Verlust zufüge, kam ihr doch eigentlich erst in diesem Augenblick und mit ihm zugleich auch die Versuchung, die muthwillig herauf beschworene Gefahr abzuwenden, so lange sie noch hoffen durfte, die Mittel dazu in den Händen zu haltеu.

Sie war sich ihrer Herrschaft über die Herzen der Männer ja so gut bewußt, und wenn sie dem Prinzen nur den Glauben nehmen konnte, daß sie beabsichtigt habe, ihn in seiner Ehre zu kränken, so durfte sie sicher sein, ihn in weniger als einer Viertelstunde vollends zurückgewonnen zu haben. Sekundenlang schwankte sie allen Ernstes, und das strahlende Antlitz des blutjungen Sekondlieutenants, der sie jetzt endlich entdeckt hatte und geradeswegs auf sie zusteuerte, erschien ihr so unsäglich albern und lächerlich, daß sie schon aus Beschämung, diesen fast noch in den Knabenschuhen steckenden Ritter vorschieben zu müssen, nahe daran war, ein Einlenken zu versuchen.

Aber wie sie die Lippen öffnete, erinnerte sie sich plötzlich mit merkwürdiger Deutlichkeit des Moments, da sie auf dem Ruhebett in ihres Vetters Operations-

zimmer aus der Ohnmacht erwacht war, und sie sah im Geiste wieder sein ruhiges, männliches Antlitz vor sich, wie er lächelnd und doch mit eigenthümlichem Nachdruck gesagt hatte: „Es giebt Fälle, in denen man ein lebhaftes Verlangen fühlen kann, den Staatsanwalt in Aktion treten zu sehen!“ All' ihr Abscheu über die Brutalität des Prinzen erwachte mit vermehrter Lebhaftigkeit von Neuem, und sie kam sich beinahe erbärmlich vor um ihres Zögerns und Schwankens willen.

„Ich habe natürlich keinen Einfluß auf die Entschließungen Eurer Durchlaucht,“ sagte sie als Erwiderung auf seine letzten Worte, „aber ich möchte mich nicht von Ihnen verabschieden, ohne Ihnen eine kleine Unwahrhaftigkeit eingestanden zu haben. Nicht der Erzählung eines Dritten verdanke ich die Kenntnis des Vorfalls, von welchem wir soeben gesprochen, sondern meiner eigenen unangenehmen Erfahrung. Die Insassen des Wagens, den Eure Durchlaucht umzuwerfen beliebten, um dem Kutscher eine Lektion zu ertheilen, waren meine Cousine und ich.“

Wie sie ihn jetzt ansah, wollte es sie doch beinahe bedünken, als sei die Strafe härter denn das Vergehen. Von der unnahbaren Höhe fürstlichen Stolzes, auf welche sich Prinz Lamoral soeben der vermeintlich ganz unmotivierten Beleidigung gegenüber

gestellt hatte, war er mit jähem Stoße in einen Abgrund so jämmerlicher Beschämung hinabgestürzt worden, daß er nicht nur die Fähigkeit zu sprechen, sondern auch die Herrschaft über seine aristokratischen Züge gänzlich eingebüßt zu haben schien. Niemals wenigstens war der Ausdruck seines Antlitzes eine markantere Bestätigung für Engelberts Behauptung gewesen, daß die Prinzen von Waldburg das Pulver sicherlich nicht erfunden haben würden. Seine ohnehin etwas starren und wässerigen Augen irrten mit dem Verzweiflungsblick eines sterbenden Rehbocks von einem Ende des Saales zum anderen; er bewegte die Lippen, um einige ganz unverständliche Laute hervorzubringen, und er machte dann plötzlich, offenbar einer glücklichen instinktiven Eingebung folgend, der Tochter des Generals die tiefste, feierlichste und ehrfurchtsvollste seiner Verbeugungen.

Ohne auch nur nach rechts oder links zu blicken, schritt er nach diesem stummen Abschied quer durch den Festsaal einem den Garderobe-Räumen zunächst gelegenen Ausgange zu. Vielleicht geschah es ihm zum ersten Mal in seinem Leben, daß er die bitterste Unzufriedenheit gegen seine eigene erlauchte Person empfand.

Der Lieutenant von der Hacke aber, welcher sich achtungsvoll zurückgehalten hatte, so lange Cillys Gespräch mit dem Prinzen währte, glaubte die Unter-

haltung mit dem Gegenstand seiner glühenden Verehrung jetzt kühnlichst durch ein sehr geistreiches Compliment einleiten zu dürfen, an welchem er während der letzten Viertelstunde in einer verschwiegenen Fensternische gearbeitet hatte. Doch er war noch nicht zu Ende gekommen, als ihn ein so kühl verwunderter und zugleich hoheitsvoll verweisender Blick aus den angebeteten dunkeln Augen traf, daß es sich ertödtend und erstarrend wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf die zarten Blaublümlein seiner Hoffnungen und Träume legte. Eine kleine halbe Stunde später schlich er, von einer wahrhaft Schopenhauerischen Verachtung des gesammten weiblichen Geschlechts erfüllt, aus dem Büffetsaal in einen jener kleinen, gemüthlichen Nebenräume, wo man Cigarren, Münchener Hofbräu und eine Partie Skat oder Piquet haben konnte. Er war nicht im Zweifel, daß dies von den vielen unglücklichsten Abenden seines Lebens der allerunglücklichste sei, und während er das erste Seidel schäumenden Gerstensaftes aus bloßer Zerstreutheit ohne Athemholen bis auf den Boden leerte, sah er sich im Geiste nun doch noch unter afrikanischem Himmel im wilden Kampfe mit Negern, Arabern und Krokodilen. Es war unmöglich, mit dieser Wunde im Herzen Tag für Tag nur Griffe und langsamen Schritt üben zu lassen — es war unerträglich, unausdenkbar!

Und im Vorgefühl künftiger Heldenthaten trank der arme Verrathene in seinem stillen Schmollwinkel Glas auf Glas, bis ihm die Zukunft allgemach wieder in einem rosigeren Lichte aufdämmerte und eine sehr behagliche Stimmung absoluter Gleichgültigkeit gegen alles Vergangene und Gegenwärtige die letzten düsteren Schatten verzweifelter Lebensmüdigkeit verscheuchte.

Maria von Brenckendorf hatte von der schnöden Behandlung, welche Cilly ihrem anfänglich so huldvoll ermutigten jugendlichen Verehrer zu Teil werden ließ, ebensowenig wahrgenommen als von der ernsthaften Auseinandersetzung ihrer Base mit dem Prinzen von Waldburg. Obwohl sie leidenschaftlich gern tanzte und obwohl die glänzendsten unter den jüngeren Kavalieren sich nach ihrem Erscheinen im großen Festsaal bei ihr um die Vergünstigung eines Tanzes beworben hatten, war sie doch standhaft bei jener Erklärung geblieben, welche sie vorhin ihrem Vetter Lothar gegeben. Es zuckte und prickelte ihr in den Füßchen, wenn die verführerischen Weisen in feurigem Rhythmus den glänzenden Raum durchrauschten; aber sie widerstand der lockenden Versuchung in jenem trotzigen Eigensinn, welcher uns so häufig veranlaßt, zu dem Schmerz der Kränkung, die wir von Anderen erlitten, auch noch die Pein unbarmherziger Selbstquälereien zu fügen.

Äußerlich freilich verrieth sich nichts mehr von jener Bitterkeit und herben Enttäuschung, welche vorhin so übermächtig über sie gekommen waren. Ohne gerade ausgelassen und übermüthig zu sein, zeigte sie doch in dem Geplauder, in welches sie von ihrer Umgebung fortwährend hinein gezogen wurde, Heiterkeit genug, um Niemanden errathen oder auch nur ahnen zu lassen, wie wenig fröhlich und festlich es in ihrem Herzen aussah. Es konnte ihrer Aufmerksamkeit unmöglich entgehen, daß Engelbert auch den Walzer mit der Komtesse Hainried tanzte und daß er somit ihr erklärter Kavalier für diesen Abend war. Ja, ein tückischer Zufall fügte, daß die üppige, viel umschwärmte Schönheit ihren Platz in geringer Entfernung von demjenigen Mariens wählte, und daß diese wider ihren Willen mehr als einmal zur Ohrenzeugin der oft recht verwegenen Artigkeiten werden mußte, mit denen Engelbert seiner Dame huldigte. An die Existenz seiner Cousine schien der Dragoner-Offizier in dem Wirbel des rauschenden Festes überhaupt nicht mehr zu denken. Wiederholt streifte er ganz nahe an ihr vorüber, ohne sie zu sehen, und als sich ihre Blicke einmal zufällig begegneten, las Marie in seinen Augen nur den Rausch des Vergnügens über den raschen Erfolg, dessen er sich unverkennbar bei der Tochter des künftigen Kriegsministers zu erfreuen hatte.

Der Regierungsrath Thomas, ein sehr gebildeter und liebenswürdiger Herr in mittleren Jahren, hatte sich die Erlaubniß erbeten, Marie in den Speisesaal zu führen. Er bediente sie mit der Zuvorkommenheit und zarten Achtsamkeit eines wohlerzogenen Mannes, und Marie würde unter allen anderen Umständen an seiner lebhaften und gedankenreichen Unterhaltung sicherlich das aufrichtigste Vergnügen gefunden haben. Heute aber mußte sie sich mit dem ganzen Aufgebot ihrer starken Willenskraft zwingen, ihm nur so viel Aufmerksamkeit zuzuwenden, als die Pflicht der Höflichkeit es von ihr forderte. Sie hatte unglücklicher Weise den brennenden, stumm beredten Blick aufgefangen, mit welchen Engelbert von einem der entfernteren Tische der Comtesse Helene Hainried das erste Glas perlenden Champagners kredenzte, und wie gewaltig sich auch ihr Stolz gegen die demüthigende Vorstellung aufbäumte, daß es die schimpflichen Martern niedriger Eifersucht seien, welche in ihrem Innern wühlten, so wenig vermochte doch dieser Kampf zur Linderung der Pein beizutragen, welche sie seit jenem Moment erduldete.

Sie erschrack auf das Heftigste, als sie gewahrte, daß Engelbert nach einer Weile seine mit einem anderen Kavalier plaudernde Dame verließ und mit raschen Schritten geradewegs auf ihren Platz zukam.

Nur jetzt wollte sie nicht gezwungen sein, mit ihm zu sprechen — nur nicht unter dem unmittelbaren Eindruck einer Entdeckung, welche ihr sein Verhalten bei der vorigen Begegnung unter vier Augen nur noch im Lichte einer unerhörten Beschimpfung erscheinen lassen konnte.

Aber sie vermochte seine Annäherung so wenig zu vereiteln, als sie es hindern konnte, daß sich gerade in diesem Augenblick der Regierungsrath erhob, um sich an eines der Büffets zu begeben. Engelbert stand vor ihr, den gefüllten Champagnerkelch in der Hand, und während er ihr denselben mit leicht herabgeneigtem Oberkörper entgegen hielt, kam es in vorsichtig gedämpften Flüsterlauten von seinen Lippen:

„Auf dein Wohl, mein Liebling! Ach, du kannst nicht ahnen, was ich heute auszustehen habe. Lieber vierzehn Tage Felddienst als eine einzige Stunde vor dem Triumphwagen dieser Göttin! — Aber was ist das? — Du thust mir nicht Bescheid? Bist du mir etwa böse?“

Es war eine seltsame Kraft der Ueberredung in dem treuherzigen Klang seiner Stimme und in dem liebenswürdig heiteren Ausdruck seines frischen Gesichts. War es denn möglich, daß er die Stirn haben konnte, so vor sie hin zu treten, wenn er wirklich nur ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben gedachte? Langsam und zaudernd erhob Marie ihr Glas.

„Böse?“ wiederholte sie. „Nein — vielleicht nur ein wenig traurig.“

Engelbert warf einen raschen Blick hinter sich und nahm den leer gewordenen Stuhl des Regierungsraths ein.

„Aber du sollst nicht traurig sein,“ flüsterte er warm und eindringlich, „und so weit es sich um mich handelt, hast du auch keinen Grund dazu. Ich mußte mich heute nun einmal gewissen höheren Rücksichten zum Opfer bringen, und ich habe eine viel zu hohe Meinung von dir, als daß ich glauben könnte, du seiest eifersüchtig auf diese unbedeutende und kokette Person.“

Wie hätte sie ihm nun noch eingestehen können, daß sie wirklich eifersüchtig gewesen war! Sie war fast unzufrieden mit sich selbst, daß sie ihren Groll gar so schnell entschwinden fühlte, aber in der leichtfertigen Fröhlichkeit, mit welcher Engelbert über alle unangenehmen Dinge hinweg zu tändeln wußte, lag nun einmal ein unwiderstehlicher Zauber. Und er las es ihr vom Gesicht ab, daß sie versöhnt sei.

„Noch einmal also! auf dein Wohl, meine einzig geliebte Marie!“ hauchte er ihr in's Ohr. Die Krystall-Pokale klirrten zusammen und er leerte den seinen bis auf den letzten Tropfen. Dann stand er rasch auf, nachdem er wieder einen hastigen Blick nach dem Tische der Comtesse Hainried hinüber geworfen.

„Die Mazurka, die wir nachher tanzen werden, ist für mich der einzige Stern in der trostlosen Oede dieser Ballnacht. Ich freue mich auf sie wie auf eine Erlösung.“

„Aber ich habe sowohl deinem Bruder wie einer ganzen Anzahl anderer Herren erklärt, daß ich heute nicht tanzen werde. Man könnte mir leicht verübeln, wenn ich es nun dennoch thäte.“

„Mag man doch! Glaubst du, ich würde mich bereit finden lassen, auf mein gutes Recht zu verzichten? Ich würde dich zu diesem Tanze holen, auch wenn ich wie Don Ramiro in der Heineschen Ballade nur noch meinen Schatten schicken könnte. Du kennst doch das schöne Gedicht mit den schauerlichen Schlußversen: Herrin, forscht nicht blut'ge Kunde — heute Mittag starb Ramiro! Also bereite dich immerhin auf eine kleine Nothlüge für die Anderen vor! — Auf Wiedersehen mein holdes Bäschen!“

Er schwirrte davon, fest überzeugt, sich sehr edel und großmüthig benommen zu haben. Der Regierungsrath aber war merklich überrascht von der Veränderung, die während seiner kurzen Abwesenheit in den Mienen und in dem Wesen seiner Nachbarin vor sich gegangen war.

„Hat man inzwischen schon eine Spur gefunden, welche zur Entdeckung des sensationellen Diebstahls in

der Gemälde-Gallerie führen könnte?" fragte er im Verlaufe ihrer jetzt um Vieles lebhafter werdenden Unterhaltung. „Ich höre ja, daß der Herr Assessor von Brenckendorf mit der Führung der Untersuchung betraut worden sei, und gnädiges Fräulein sind darum vielleicht besser unterrichtet als das große Publikum."

Marie mußte mit einiger Beschämung gestehen, daß sie von einem solchen Diebstahl überhaupt noch kein Wort gehört habe, aber sie zeigte große Wißbegierde, etwas darüber zu erfahren, und der Regierungsrath erzählte bereitwillig, was ihm selber aus den Zeitungen bekannt geworden war.

„Aber ich bin ein schlechter Berichterstatter", unterbrach er sich plötzlich, „und der Herr Assessor, den ich da eben kommen sehe, wird uns gewiß Neueres und Zuverlässigeres zu melden wissen. Mit Ihrer Erlaubniß nehme ich ihn in Beschlag."

Marie hätte vielleicht gern widersprochen, aber sie würde keinen Vorwand darüber gefunden haben, und so trat Lothar auf den heiteren Zuruf des Regierungsraths artig an ihren Tisch.

„Es giebt da wenig zu erzählen," sagte er, als er von dem Gegenstand der Unterhaltung in Kenntniß gesetzt worden war, „denn die Untersuchung bewegt sich bis zur Stunde noch völlig im Dunkeln. Soweit sich das eben feststellen läßt, ist das Bild bisher nirgends

zum Kauf angeboten worden, und die Vermuthung gewinnt immer mehr an Boden, daß es sich gar nicht um einen Diebstahl aus gewöhnlicher Gewinnsucht, sondern um die That eines halb unzurechnungsfähigen Kunstliebhabers handle."

Der Regierungsrath lächelte ungläubig.

„Sind Sie etwa ein Vertheidiger der Theorie von der Kleptomanie, Herr Assessor?" fragte er. „Ich für meine Person habe mich nie entschließen können, an das Vorhandensein einer so merkwürdigen Krankheit zu glauben, und die größten Autoritäten unter den Pathologen stehen da durchaus auf meiner Seite."

„Man wird auch den größten Autoritäten nicht unbedingt das Recht endgültiger Entscheidung zugestehen können in einer Frage, die so wenig erforschte Gebiete streift," sagte Lothar. „Wer weiß, ob man nicht nach hundert Jahren mehr als die Hälfte jener Individuen, die man nach dem heutigen Stande der Rechtspflege und der Wissenschaft nur in's Gefängniß schicken kann, in besonderen Heilanstalten behandeln wird!"

„Ein solches Zeitalter der reinen Humanität wird meiner Meinung nach schon um deswillen niemals kommen können, weil die gesittete menschliche Gesellschaft sich nicht des wirksamsten Vertheidigungsmittels gegen ihre Feinde entäußern darf. Mag ein Raubmörder mit klarem Verstande oder in temporärem

Wahnsinn gehandelt haben, jedenfalls ist es für die Gesellschaft eine unabweisliche Pflicht der Selbsterhaltung, ihn nicht nur dauernd unschädlich zu machen, sondern auch das zur Abschreckung leicht bereiter Nachahmer nothwendige Exempel an ihm zu statuiren. Mag der Einzelne dadurch vielleicht auch hier und da härter betroffen werden als er verdiente, jedenfalls hat die Justiz ihre Aufgabe erfüllt, wenn ihr Spruch die Gesammtheit vor weiterem Schaden bewahrte. Die absolute Gerechtigkeit, die allezeit ein haarscharfes Gleichgewicht zwischen Schuld und Sühne herzustellen weiß, ist eben nichts als ein schöner Traum, der hier auf Erden auch nach weiteren zehntausend Jahren seiner Verwirklichung nicht viel näher gekommen sein wird als heute."

„Ich vermag Ihnen nicht zuzustimmen, Herr Regierungsrath, und wenn ich es vermöchte, so würde ich mich sicherlich niemals zu einem Werkzeug solcher Justiz hergeben. Freilich kann von einer absoluten Gerechtigkeit bei der Abwägung von Schuld und Sühne immer nur innerhalb der Grenze bestimmter, für eine gewisse Zeitdauer allgemein gültig gewordener Anschauungen die Rede sein. Wir beurtheilen und ahnden viele Strafthaten heute ganz anders als man sie unter Augustus und anders, als man sie unter Karl dem Fünften beurtheilt und geahndet haben würde.

Auch werden menschliche Irrthümer und menschliche Schwächen in der Strafrechtspflege leider allezeit eine nicht minder bedeutende Rolle spielen, als auf allen anderen Gebieten. Eine Gesellschaft aber, die sich zu ihrer Erhaltung lediglich auf eine nach dem Recht des Stärkeren zugeschnittene Handhabung ihrer Strafgesetze angewiesen sähe, würde der Erhaltung überhaupt kaum noch werth sein. Hat uns die Wissenschaft erst einmal dahin geführt, zu erkennen, wo die viel umstrittene Grenze zwischen Krankheit und Verbrechen liegt, so werden sich unsere Gesetze und die Praxis unserer Richter unverzüglich dieser Erkenntniß anzubequemen haben. Und wenn damit, wie ich fast vermuthe, über das System des wahllosen Einsperrens und Exempel-Statuirens der Stab gebrochen werden sollte, so müßte die sogenannte gesittete Gesellschaft eben auf andere Mittel zu ihrer Erhaltung denken. Ich glaube nicht, daß es so schwer sein würde, sie zu finden. Einst schleppte man Pestkranke und Aussätzige an abgelegene Orte, um sie da ihrem Schicksal zu überlassen, denn man meinte kein besseres Mittel zum Schutze der Gesammtheit gegen die Gefahr der Verseuchung zu besitzen. Im humaneren Zeiten ersann man zu dem nämlichen Zweck gute und schlechte Arzeneien für die Unglücklichen, die von einer ansteckenden Epidemie ergriffen waren. Und heute — nun heute ist man zu

der Einsicht gekommen, daß das einzige wirksame Vertheidigungsmittel in dem Bemühen zu suchen ist den Unheil bringenden Keimen, die vielleicht immer im Boden, im Wasser, in den Lüften schlummern, die Möglichkeit der Entwicklung zu nehmen. Man findet, daß es leichter sei, dem Ausbruch einer Seuche vorzubeugen als die einmal ausgebrochene zu bekämpfen. Warum sollte man nicht in Bezug auf Verbrechen und Verbrecher nach gleichen Wandlungen der Ansichten zu demselben Endergebniß gelangen? — Warum sollte man nicht auch hier das Hauptgewicht auf die Prophylaxe legen, wenn man nur erst mit Sicherheit die verderblichen Keime kennen gelernt hat, die es zu tödten gilt?"

Mit einer Empfindung stets wachsenden Erstaunens hatte Marie seinen — ausschließlich an den Regierungsrath gerichteten — Worten gelauscht. Sie erkannte den schweigsamen Vetter Lothar, der sich fast nie an den lustigen Tischgesprächen in seinem Elternhause betheiligte, kaum noch wieder, wie er da mit einer unverkennbar aus dem tiefsten Herzen quellenden Wärme seine idealistischen Anschauungen vertrat. Gleich seinen Eltern und seinen Geschwistern hatte ihr bis zu diesem Augenblick für Lothars Ausscheiden aus der mit so glänzenden Erfolgen begonnenen Beamtenlaufbahn und für seinen Uebertritt in die schlichte richter=

liche Carriere jedes Verständniß gefehlt. Sie hatte sich daran gewöhnt, es im Stillen ebenso wie die Anderen als eine eigensinnige Marotte zu belächeln, — und jetzt erst dämmerte ihr unter der Wirkung seiner Worte eine Ahnung auf von den edlen und ernsten Beweggründen, welche die anscheinend so unbegreifliche Handlungsweise dieses verschlossenen Mannes bestimmt haben mochten. Und es stieg in ihrem Herzen auf wie ein sehnliches Verlangen, ihn so weiter sprechen zu hören und einen noch tieferen Einblick zu gewinnen in das Gedankenleben, das er selbst vor seinen nächsten Angehörigen sonst so ängstlich verborgen hielt. Sie wäre dem Regierungsrath aufrichtig dankbar gewesen, wenn er ihn durch weiteren Widerspruch gereizt oder einige von den hundert Fragen an ihn gerichtet hätte, die ihr selber auf der Seele brannten.

Aber ihr Kavalier konnte natürlich nichts von solchem Verlangen ahnen, und es war begreiflich genug, daß er sie vielmehr im Gegentheil durch solche akademischen Erörterungen gelangweilt glaubte.

„Ich sehe wohl, mein lieber Herr von Brenckendorf", sagte er ablenkend, „daß wir in dem karg bemessenen Zeitraum einer Ballpause schwerlich zu einem Einvernehmen gelangen würden. Und wir sind ja auch ein wenig von unserem ursprünglichen Thema,

dem Bilderdiebstahl im Museum nämlich, abgekommen. Ich muß gestehen, daß ich bei der ersten Kunde von dem Ereigniß aufrichtig verwundert war, wie etwas Derartiges bei dem großen Aufsichtspersonal überhaupt hatte geschehen können."

„Auch die größte Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit der Beamten wird das Vorkommen solcher Fälle niemals ganz ausschließen", erwiderte Lothar. „Ich für meine Person bin überzeugt, daß den bedauernswerthen Mann, in dessen Revier das winzige van Eyck'sche Gemälde hing, gar kein ernstlicher Vorwurf treffen kann. Da ihm die Beobachtung mehrerer Räume obliegt und da er häufig von Besuchern mit Fragen in Anspruch genommen wird, wäre es unbillig zu verlangen, daß er jeden einzelnen Punkt beständig im Auge behalte. Und ein einziger Augenblick war für den Dieb ja hinreichend, einen Gegenstand von so geringem Umgange unter seinen Ueberrock oder Mantel verschwinden zu lassen."

„Und repräsentirt das Kunstwerk wirklich einen so bedeutenden Werth?"

„Die Museumsverwaltung hat es vor Kurzem für zwölftausend Mark erstanden; aber es ist nach dem Urtheil Sachverständiger nicht zweifelhaft, daß mancher Liebhaber gerade für diese meisterlich ausgeführte und ausgezeichnet erhaltene Madonna im Rosen-

hag einen viel höheren Betrag gezahlt haben würde.“

„Der Dieb muß also in gewissem Sinne Kenner gewesen sein.“

„Ohne Frage! Auf den ersten Blick hat das Bildchen so wenig Bestechendes, daß ein Laie sicherlich eine andere Wahl getroffen haben würde.“

„Und der Aufseher hat gar nichts Verdächtiges wahrgenommen?“

„Nichts, das einen Anhalt zu Nachforschungen in einer bestimmten Richtung ergeben hätte.

„Aber man verhaftete doch noch in der Vorhalle des Museums einen Menschen, der als verdächtig bezeichnet wurde.“

„Es geschah in Folge eines Mißverständnisses, dessen Aufklärung alsbald erfolgte. Eine junge Dame, welche in dem an das fragliche Kabinet anstoßenden Oberlichtsaale mit dem Kopiren eines Rubens'schen Gemäldes beschäftigt war, hatte dem Galeriediener sofort nach der Entdeckung des Diebstahls die Mittheilung gemacht, daß ihr ein schäbig aussehendes Individuum durch sein anscheinend zweckloses Umherstreifen und durch sein merkwürdig verstörten irren Blicke aufgefallen sei. Der Betreffende hatte sich angeblich erst wenige Minuten entfernt, und die Malerin eilte darum mit dem vor Bestürzung fast sinnlosen Beamten und mit einem ganzen Haufen rasch zusammen ge-

strömter Neugieriger in das Vestibul hinab. Dort sah sie wirklich den Gesuchten im Gespräch mit zwei anderen Museumsdienern stehen; ihr Zuruf aber, den Verdächtigen fest zu halten, wurde in der allgemeinen Aufregung auf einen Anderen bezogen, und ehe sich der Irrthum aufgeklärt hatte, war der zuerst Bezichtigte verschwunden.

„Und trotzdem sind Sie der Ansicht, Herr Assessor, daß keine Spur des Diebes vorhanden sei. Erscheint denn dieser Verschwundene nicht schon um seines Verschwindens willen verdächtig genug?"

„Nein! — Ein Zufall hat es übernommen, ihn zu entlasten, ohne daß er selber genöthigt gewesen wäre, seine Unschuld zu betheuern. Beim Verlassen des Museums, das nach der übereinstimmenden Bekundung der beiden Thürhüter in durchaus ruhiger und unauffälliger Weise erfolgt war, hatte dieser Unbekannte das Mißgeschick gehabt, seinen Geldbeutel zu verlieren, und einer der beiden Beamten, die den Fund gemacht hatten, war ihm nachgeeilt, um ihn zurück zu rufen. Wäre er nun wirklich der Dieb gewesen und hätte er das Bild also unter seinen Oberkleidern verborgen gehalten, so ist doch wohl tausend gegen eins zu wetten, daß er der Aufforderung zur Umkehr nicht ohne Weiteres Folge geleistet, sondern viel eher sofort die Flucht ergriffen haben würde. Und selbst angenommen,

daß er in unglaublicher Frechheit die Stirn gehabt hätte, mit seinem Raub die Innenräume des Museums noch einmal zu betreten, wie sollte er es angefangen haben, während eines Minuten langen Gespräches vor den Blicken der Galeriediener zu verheimlichen, daß er etwas unter dem Mantel verstecke? Die beiden Männer erklärten bei ihrer Vernehmung auf das Bestimmteste, ein solches Bemühen hätte ihnen unmöglich entgehen können, und sie weisen die Vermuthung, daß der Verlierer des Geldbeutels der Dieb der van Eyckschen Madonna gewesen sei, mit aller Entschiedenheit zurück."

„Wenn aber sein Gewissen rein war, warum hatte es der Mann denn so eilig, sich zu entfernen, als er von der Entdeckung des Diebstahls Kenntniß erhielt? — Jeden Anderen hätte doch sicherlich die Neugier zurückgehalten."

„Selbstverständlich würde auch ich mir diese Frage vorgelegt haben, wenn nicht die Aussagen der beiden erwähnten Thürhüter ihre einleuchtende Beantwortung enthalten hätte. Die Beamten hatten nämlich die durch die Umstände gebotene Indiskretiou begangen, sich zuvor von dem Inhalt des gefundenen Geldbeutels zu unterrichten, und da derselbe nur aus zwei Fünfpfennigstücken, dem Pfandschein über eine versetzte Uhr und einem werthlosen Pferdebahnbillet bestand, muß es ziemlich begreiflich erscheinen, daß den Verlierer

die Scham, seine Armuth offenbart zu sehen, zu eiligem Rückzuge veranlaßte. — Trotz all' dieser Umstände indessen, welche mich bestimmen, der vermeintlichen Wahrnehmung der jungen Malerin sehr wenig Gewicht beizulegen, würde es mir von großem Werthe gewesen sein, die Persönlichkeit des Mannes festzustellen. Aber meine Bemühungen, ihn durch die Organe der Polizei ausfindig zu machen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Des auf dem Pfandschein angegebenen Namens vermag sich Keiner der beiden Thürhüter mehr zu erinnern, und da ich einen meiner innersten Ueberzeugung nach ganz unschuldigen Menschen doch nicht steckbrieflich verfolgen lassen kann, werde ich wohl dem Zufall überlassen müssen, ob ich seine Bekanntschaft machen werde oder nicht."

Die dröhnenden Schläge eines im Festsaal aufgestellten chinesischen Tam-Tam zeigten die Beendigung der Souper-Pause an, und man erhob sich eilig von den kleinen Tischen, um zu der bevorstehenden Quadrille rechtzeitig am Platze zu sein.

Auch Lothar, welcher selbst nicht zu tanzen beabsichtigte, zog sich sofort mit einer verabschiedenden Verbeugung zurück, um dem Paar, dessen Gesellschaft er so lange genossen, volle Freiheit zu lassen.

Marie hätte ihn jetzt wohl gerne noch durch ein freundliches Wort zurückgehalten, aber wie ihre Be-

ziehungen sich nun einmal gestaltet hatten, konnte sie ein solches Wort nicht wagen ohne die Befürchtung, einem Ausdruck des Erstaunens in seinem Gesicht zu begegnen. In einer Schüchternheit, die ihr sonst ihm gegenüber ganz fremd gewesen war, hatte sie sogar nicht einmal den Muth, zu ihm aufzusehen, während sie am Arm des Regierungsraths in den Festsaal zurückkehrte; seine Worte aber beschäftigten ihre Gedanken auch noch unter dem Rauschen der Musik und inmitten des lauten Geschwirrs lebhafter Unterhaltung.

Die Mazurka kam heran, und Engelbert, der sich auch nach dem Souper ausschließlich der Comtesse Hainried gewidmet hatte, ließ seine Cousine nicht vergeblich auf sich warten. Mit festem Druck legte er seinen muskelschwellenden Arm um ihre schlanke Gestalt und so kraftvoll und sicher leitete er sie durch den Wirbel der Tanzenden dahin, daß sie kaum den Boden zu berühren meinte und daß ein Gefühl wonniger Sicherheit über sie kam. Und nachdem sie sich einige Sekunden lang schweigend dem Genusse des berauschenden Vergnügens hingegeben hatten, so Brust an Brust zu ruhen und sich gleichsam allein zu wissen inmitten des bunten, geräuschvollen Menschenschwarmes, begann Engelbert seiner Tänzerin allerlei kühne, leidenschaftliche, heißathmige Worte in das Ohr zu flüstern. Hier, wo sie ihm nicht entrinnen und ihn nicht zurück

weisen konnte, sprach er zu ihr, wie er nie zuvor gesprochen hatte. Der scherzhaft übermüthige Klang, den bis dahin selbst seine Liebesversicherungen gehabt hatten, war ganz aus seiner Stimme geschwunden; er sprach ernsthaft, aber in raschen, abgebrochenen, sich überstürzenden Worten wie Jemand, der aus dem Schlafe oder im Delirium des Fiebers redet. Er sagte, daß ihr jeder Pulsschlag seines Blutes gehöre, daß er nie eine Andere geliebt habe oder lieben werde als sie, daß sie ihm zu eigen werden müsse um jeden Preis, und gelte es, eine Welt in Trümmer zu legen. Er ließ ihr nicht Zeit zu antworten oder abzuwehren. Je stürmischer er ihr Herz an dem seinigen klopfen fühlte, desto wilder schien ihn der Paroxysmus seiner Leidenschaft zu erfassen und Marie ließ den schrankenlosen Gluthstrom seiner Rede über sich ergehen, wie einen Sturm elementarer Gewalten, dem man sich beugen muß, weil es unmöglich ist, ihm zu entfliehen.

Zuletzt hämmerte und wirbelte es in ihren Schläfen eben so sehr von der Erregung, welche Engelberts Worte hervorriefen, als von der schwindelerregenden Anstrengung des Tanzes. Willenlos und nur durch seine stählerne Kraft aufrecht erhalten, lag sie in seinen Armen, ihr blondes Haupt neigte sich wie das Blüthenköpfchen einer verschmachtenden Pflanze, und sie hatte nicht einmal die Kraft, es zu erheben, als sie

fühlte, wie seine brennenden Lippen einmal und noch einmal ihre Stirn streiften.

Mit einer letzten Anstrengung nur vermochte sie zu flüstern: „Laß mich — ich bitte dich!“ — Dann schlossen sich unwillkürlich ihre Augen, weil sich ihr plötzlich der ganze Saal in ein kreisendes und tosendes Feuermeer zu wandeln schien.

Ihrer Bitte ungeachtet tanzte der Dragoner-Offizier wohl noch zwei Minuten lang fort; dann erst ließ er die halb Ohnmächtige aus seinem Arm in den Sessel geleiten und mit der Elasticität einer riesenhaften, durch ritterliche Uebungen und soldatische Strapazen gestählten Natur forderte er eine andere Dame zum Tanze auf, ohne sich auch nur die flüchtigste Erholung zu gönnen.

Für Marie aber bedurfte es einer langen Zeit, ehe ihre raschen Athemzüge und das ungestüme Wogen ihres Blutes sich gesänftigt hatten. Sie hörte inzwischen kaum, was in ihrer Nähe gesprochen wurde, und erst als die Musik verstummt war, ließ der Klang ihres Familiennamens, der da irgend wo in der Nachbarschaft laut geworden war, ihre Theilnahme für die Vorgänge in ihrer Umgebung in etwas rege werden.

Mehrere Offiziere und ein Herr in bürgerlicher Kleidung hatten sich da, drei oder vier Schritte von

ihr entfernt, zu einer kleinen Gruppe vereinigt, und sie führten ihre Unterhaltung so laut, daß Marie gezwungen war, von dem Gegenstand derselben Kenntniß zu nehmen, wenn sie nicht ihren Platz verlassen wollte.

„Wenn er ein Charlatan ist, so ist er doch wenigstens als solcher unzweifelhaft ein Genie," sagte der Herr in Civil. „Sein Aufenthalt in Berlin zählt erst nach Wochen, und er hat heute schon eine Praxis, die ihn in wenig Jahren zu einem steinreichen Manne gemacht haben wird. Vor drei Tagen traf ich in seinem Wartezimmer die beiden Gräfinnen Kosadini und den Fürsten Hardegg, gestern Vormittag aber sah ich im Vorübergehen sogar einen königlichen Wagen vor seinem Hause halten. Kann man diesem Zahnarzt, der nicht einmal einen Doktortitel hat, darnach nicht mit Sicherheit prophezeien, daß er als Millionär und Geheimer Hofrath endigen wird?"

Marie wußte, daß von ihrem Bruder die Rede sei, und sie hatte die peinliche Empfindung, als ob sie sich zu der unwürdigen Rolle einer Horcherin hergebe, trotzdem aber zwang sie irgend eine unsichtbare Gewalt, auf ihrem Sessel zu verharren.

„Der Mann hat eben Glück gehabt," meinte einer der Offiziere als Erwiderung auf die Worte des ersten Sprechers.

„Er hatte von drüben her eine Empfehlung an den amerikanischen Gesandten, und der Zufall wollte, daß er die Tochter desselben innerhalb acht Tagen von einem fatalen Mundübel befreite, an welchem Professor von Bergheim, unser großer Chirurg seit einem halben Jahre erfolglos herum kurirt hatte. Ist es da ein Wunder, wenn der Amerikaner und seine Gemahlin in allen Salons mit dem Brustton der Ueberzeugung das Lob des neu erstandenen Tausendkünstlers singen?“

„Aber für einen Schwindler halte ich ihn trotz alledem,“ mischte sich ein Anderer schnarrend ein. „Meine Mama, die seit zwanzig Jahren mit ihrem Hofrath Bauer vollkommen zufrieden gewesen war, hatte natürlich neuerdings auch keine Ruhe mehr, bis sie dem großen Manne ihre kleinen Leiden vorgetragen. Ich mußte sie zu der Consultation begleiten, denn Herr Brenckendorf behandelt ja als echter Grandseigneur nur in seinem eigenen Hause. — Na, und ich sage Ihnen, Herrschaften, — ich war einfach baff, als ich mir die Bude dieses Zahnarztes ansah. Echte Gobelins, orientalische Teppiche, Pariser Broncen, Original-Gemälde von Achenbach und Knaus — enfin, fürstlich! — Und dabei taxire ich den ganzen Mann auf etwa dreißig Jahre! — Wenn er schon als Anfänger solche Aufwendungen machen kann, so mag er ja meinetwegen

ein Genie von einem Schwindler sein, aber ein Schwindler ist er doch unbedingt."

Marie von Brenckendorf erbebte vor Scham und Zorn. Sie war nahe daran aufzuspringen und selbst auf die Gefahr hin, sich eines groben Verstoßes gegen die Schicklichkeit schuldig zu machen, die Ehre ihres so schimpflich verdächtigten Bruders zu vertheidigen. Da sah sie, daß Engelbert in seiner stolzen männlichen Schönheit und seiner unverwüstlichen, strahlenden Heiterkeit an die kleine Gruppe herantrat, und in ihrem Antlitz leuchtete es auf, denn nun war sie ja sicher, daß Wolfgang auf der Stelle die Genugthuung erhalten würde, auf welche er wenigstens im Hause seiner Verwandten nach solchem Angriff einen gerechten Anspruch hatte.

Sie fürchtete nur, daß man bei Engelberts Annäherung das Thema abbrechen könnte; aber ihre Besorgniß erwies sich rasch als unbegründet.

„Wissen Sie auch, Herr Kamerad," wandte sich der letzte Redner lachend an den Dragoner, „daß ich Sie vor ein paar Tagen in unserem Regiments-Casino allen Ernstes gegen einen ganz tollen Verdacht in Schutz nehmen mußte? Der Deibel mag wissen, wie es zugeht, daß gerade die albernsten Geschichten am Ehesten ihre gläubigen Nachbeter finden."

„Da bin ich in der That neugierig," meinte

Engelbert sorglos, „ich habe zwar manche Sünde auf dem Gewissen und ermangle durchaus des Ruhmes, den ich haben sollte, aber daß man mich unter Kameraden in Schutz nehmen müßte, hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten.“

„Na, der dicke Trenck behauptete nicht mehr und nicht weniger, als daß Ihr Namensvetter, der Charlatan von einem Zahnarzt, der neuerdings die ganze Welt von sich reden macht, eben nicht blos ein Namensvetter, sondern ein ganz naher Verwandter Ihres Hauses sei, der sich nur gegen entsprechende klingende Belohnung dazu verstanden habe, den Adel abzulegen. Ohne das homerische Gelächter, mit welchem ich seine großartige Neuigkeit belohnte, hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt, daß der kleine Dicke sie auf sein Ehrenwort genommen hätte.“

Erschreckt und in ängstlicher Spannung blickte Marie, die glühenden Wangen hinter dem Fächer verbergend, auf ihren Vetter. Engelbert drehte etwas nervös an seinem Schnurrbart; aber auf seinem lächelnden Gesicht lag nicht der leiseste Schatten einer Verlegenheit.

„Aeh — sehr gut — wirklich sehr gut!“ erwiderte er mit überzeugender Unbefangenheit. „Bin Ihnen aufrichtig verbunden, Herr Kamerad! — Habe

auch schon von dem Menschen reden hören! — Also ein Charlatan ist er? — Und das ist ganz gewiß?"

Als hätte man ihr hinterrücks einen Peitschenhieb versetzt, sprang Marie auf. Sie wollte und durfte nichts weiter hören. Aber als sie sich heftig zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf Lothar, der in demselben Moment aus einer Fensternische hervor getreten war. Seine Brauen hatten sich finster zusammen gezogen und eine tiefe Falte lag zwischen ihnen. Es war kein Zweifel, daß er geradesweges auf die kleine plaudernde Gruppe zuschreiten wollte. Mehr einer instinktiven Eingebung der Herzensangst als einem klar bewußten Gedanken folgend, trat ihm Marie hindernd entgegen.

„Lothar!" sagte sie leise und bittend. „Was willst du thun?"

Er hatte ihre Nähe offenbar nicht geahnt, und es war ihm anzusehen, wie er bei ihrem unerwarteten Anblick erschrak.

„Du bist hier, Marie? — Und du hast gehört —?"

„Daß man meinen Bruder verleumdete und verleugnete, ja! — Ich mußte es wohl schweigend anhören, denn ich bin ein Mädchen! — Aber du, Lothar, was willst du thun?"

„Was meine Pflicht ist! — Ich werde die Verleumder Lügen strafen.“

„Auch deinen eigenen Bruder, Lothar?“

„Auch ihn!“ erwiderte er ohne Zögern, und es war ein Ausdruck von Strenge auf seinem Gesicht, welcher ihr Furcht einflößte. „Soll ich mich zum Helfershelfer einer Erbärmlichkeit machen, nur, weil es mein Bruder ist, von dem sie ausgeht?“

Marie warf einen raschen, scheuen Blick nach der kleinen Gruppe hinüber. Nein, wenn man so rosig und heiter aussehen, so liebenswürdig lächeln konnte, wie es Engelbert in diesem Augenblick that, dann konnte man unmöglich mit Absicht und Bewußtsein eine Erbärmlichkeit begangen haben. Trotz ihrer heftigen Erregung ein Lächeln erzwingend, legte Marie ihre Hand auf den Arm Lothars.

„Komm!“ sagte sie. „Führe mich in den Speisesaal! — Es ist hier so unerträglich heiß!“

Er rührte sich nicht von der Stelle und er sah sie mit einem Ausdruck an, vor dem sie wider ihren Willen die Augen niederschlagen mußte.

„Du hast also den Wunsch, daß das, was soeben dort gesprochen wurde, ohne Berichtignng bleibe?“ fragte er mit tiefem Ernst.

„Ich will jedenfalls nicht, daß es zum Anlaß eines ernsten Zwistes zwischen dir und deinem Bruder

werde. Eine öffentliche Beschämung wie diese könnte Engelbert dir niemals vergeben."

Um die Mundwinkel des Assessors zuckte rasch verschwindend ein bitteres Lächeln.

„In deiner Sorge um die Anwesenden vergissest du, was wir dem Abwesenden schuldig sind. Oder möchtest du deinem Bruder wirklich eine unverdiente Beschimpfung widerfahren lassen, nur um deinem Vetter eine wohl verdiente Beschämung zu ersparen?"

Trotzig hob Marie das Köpfchen. Das war wieder der hofmeisternde Ton, den sie nicht ertragen konnte — nicht ertragen wollte, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil er sie jedesmal so nachdrücklich empfinden ließ, daß sie im Unrecht sei.

„Und wenn es so wäre — welche Pflicht geböte dir, weniger nachsichtig zu sein als ich? Ich weiß, daß Wolfgang höchstens ein mitleidiges Lächeln für das Gerede dieser männlichen Klatschbasen haben würde, und daß ihm nichts weniger erwünscht sein kann als ein öffentlicher Skandal um seinetwillen."

„Es ist möglich, daß er nach solchen Erwägungen handeln würde, wenn er hier wäre; aber er ist nicht hier und als sein Freund habe ich kein Recht, anderen Geboten zu folgen als denen der Kameradschaft und der Ehre."

„Auch auf die Gefahr hin, dich selber einem recht häßlichen Verdacht auszusetzen?“

„Einem häßlichen Verdacht — ich?“ fragte er in offenem Erstaunen.

„Ja, denn es giebt sicherlich Viele, die der Meinung sind, daß ein Bruder den anderen niemals ohne zwingendste Noth und auch dann nicht anders als unter vier Augen demüthigen soll — es giebt sicherlich Viele, die nach einer solchen Scene überzeugt sein würden, du habest längst einen verborgenen Groll gegen deinen Bruder gehegt und nur auf die Gelegenheit gewartet, ihm mit der Miene des unbestechlichen Biedermanns den empfindlichsten Schlag zu versetzen. —“

„Und diese Ueberzeugung — auch du würdest sie theilen, Marie?“

Sie antwortete ihm nicht, und nachdem er vielleicht eine Minute lang vergebens auf ihre Erwiderung gewartet hatte, sagte er in einem ganz veränderten, höflich fremden Ton:

„Wünschest du noch jetzt, daß ich dich in einen kühleren Nebenraum geleite?“

Verwirrt und unschlüssig blickte sie zu ihm auf; aber da er ihr nun mit einer Verbeugung seinen Arm bot, legte sie die Hand hinein und verließ an seiner Seite den Saal. Sie hatte ihr Ziel erreicht; aber es war gewiß nicht Genugthuung, was sie darüber

empfand. Die Wirkung ihrer Worte bedrückte und beunruhigte sie, und nur zu gerne hätte sie jetzt die Antwort nachgeholt, welche sie ihm vorhin schuldig geblieben war. Aber sein Schweigen, und seine ernste verschlossene Miene raubten ihr den Muth dazu. Sie fühlte, daß es nach dieser Unterredung keine Brücke mehr gab über die Kluft, welche sie für immer von ihm schied. Aber wenn er ihr Verhalten auch verdammen mußte, in dem Glauben, daß es ihr Wunsch gewesen sei, ihn geflissentlich zu beleidigen, sollte er sich wenigstens nicht von ihr trennen.

Als sie in dem leeren Speisesaal Minuten lang stumm auf und nieder gegangen waren, sagte sie zaghaft:

„Vielleicht hast du meiner letzten Aeußerung eine falsche Deutung gegeben, Lothar. — Es war nicht meine Absicht, dich zu kränken."

„Was hätte dich auch dazu veranlassen sollen?" erwiderte er ruhig. „Sei versichert, daß ich dir durchaus nicht zürne und daß ich vielmehr von ganzem Herzen wünsche, der Pfad, für welchen du dich am Kreuzwege entschieden hast, möge in Wahrheit der Pfad zum Glück gewesen sein."

Eine heiße, unnennbar schmerzliche Empfindung, für deren Ursache sie selber sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, drängte ihr die Thränen in die

Augen. Sie mußte das Köpfchen ganz von ihm abwenden, um ihm ihre plötzliche Bewegung zu verbergen. Ihre Stimme aber klang vielleicht nur noch härter und fremder in dem Bemühen, eine gelassene Festigkeit zu erheucheln.

„Ich verstehe dich nicht, wie es uns vielleicht überhaupt versagt ist, einander recht zu verstehen. Welcher Kreuzweg ist es, von dem du sprichst, und welcher Pfad, für den ich mich entschieden haben soll?"

„Ich würde Gefahr laufen, dich von Neuem unwillig zu machen, wenn ich dir darauf ausführlich Antwort gäbe; denn ich habe für die Ehrlichkeit meiner Gesinnung in diesem Augenblick eben keine besseren Beweise als bei allen früheren Gelegenheiten. Aber wie oft wir einander auch mißverstanden haben mögen, Marie, die Beweggründe, welche dich hinderten, gegen Engelbert Partei zu ergreifen, sie wenigstens verstehe ich vollkommen, und du siehst, daß ich sie respektirt habe trotz der Freundschaft, welche mich mit deinem Bruder verbindet. Vielleicht hältst du dich nach dieser Erklärung ohne Weiteres überzeugt, daß deine vorige Anklage mich nicht zu kränken vermochte."

Der ruhige Ton, in welchem er gesprochen, hatte ihr gewiß keinen Anlaß dazu gegeben, und doch empfand Marie seine Worte wie einen Ausdruck der bittersten Verachtung. Sie hatte sich vor ihm gede-

müthigt, indem sie gewissermaßen seine Verzeihung erbeten hatte, und nun rächte er sich trotzdem an ihr, indem er sie unzweideutig fühlen ließ, daß er die unedlen, selbstsüchtigen Motive ihres Benehmens mit voller Klarheit durchschaut habe. Und so jämmerlich egoistisch und feige erschienen ihr selber diese Motive, daß davor der ganze bestrickende Zauber in nichts zerstob, welcher Engelberts glänzende Persönlichkeit umgab. Hastig hatte sie Lothar das erglühende Antlitz zugewandt, und wenn sie jetzt der leisesten Bewegung in seinen Zügen, nur einem warmen Aufleuchten in seinen Augen begegnet wäre, so hätte sie ihm vielleicht halb willenlos wie einem vertrauten Freunde Alles bekannt, was an Widersprüchen, Zweifeln und herben Selbstvorwürfen, ihr Herz bewegte. Aber seine unerschütterte Ruhe, seine ernste gelassene Freundlichkeit umgaben ihn wie mit einem Panzer, dessen Anblick sie völlig entmuthigt und sie zugleich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht zu zornigem Trotz aufstachelte. Sie blieb plötzlich stehen und ließ ihre Hand von seinem Arm herabgleiten.

„Du mußt in der That viel Theilnahme für mich hegen, da du so scharfsichtig zu beobachten wußtest," sagte sie mit einem unverhohlenen Spott, der ihn nothwendig tief verletzen mußte. „Nun wohl, ich bekenne offen, daß du richtig gesehen hast. Ja, ich ver=

zeihe deinem Bruder, was er vorhin gethan — ich verzeihe es ihm, weil — nun, weil ich ihn liebe! — Bist du mit diesem freimüthigen Geständniß zufrieden?"

Aber obwohl ihre letzten Worte eine Frage enthalten hatten, wartete sie doch die Antwort auf dieselbe nicht ab. Ihre Fassung brach zusammen, noch ehe sie zu Ende gekommen war, und es erfaßte sie zugleich ein so namenloses Grauen vor all' der bunten, geräuschvollen Pracht rings um sie her, daß sie Lothar jäh den Rücken kehrte und wie ein gehetztes Wild aus den glänzend erhellten Gesellschaftsräumen hinweg in das nächtlich stille, zweite Stockwerk empor flüchtete.

Mit mürrischem, verschlafenem Gesicht begegnete ihr Cillys Kammerzofe auf dem Gange vor ihrem Zimmer.

„Mein Gott, wie verstört das gnädige Fräulein aussehen! — Ist dem gnädigen Fräulein nicht wohl?"

„O, es ist nichts — ich fühle mich nur etwas angegriffen", brachte Marie, die ihre Thränen nicht länger zurück zu halten vermochte, mühsam hervor. „Wenn man — nach mir fragt, so sagen Sie, ich — ich hätte mich bereits zur Ruhe begeben. Gute Nacht!"

Sie warf die Thür ihres Stübchens hinter sich in's Schloß, streifte mit hastigen, zitternden Händen, den duftigen Ballstaat, der sie vorhin mit so unschuldiger Freude erfüllt hatte, von ihrem Leibe und löschte

die beiden Kerzen auf dem Armleuchter so eilig aus, als müßten mit ihrem Lichte auch die quälenden, grausamen Gedanken verschwinden, welche sie aus dem fröhlichen Festesrauschen hinauf getrieben hatten in ihre Einsamkeit.

Sie hörte nach einer Weile die Wagen davon rollen, welche die Gäste des Generals heimwärts führten, sie hörte in ihrer Nähe das Geräusch geöffneter und wieder geschlossener Thüren, und sie hörte auch die wohlbekannte, klangvolle Stimme Engelberts, der seiner Schwester mit einem munteren Scherzwort gesegneten Morgenschlummer und liebliche Träume wünschte.

Dann wurde es todtenstill in dem vornehmen Hause, das der Verwaisten die verlorene Heimath ersetzen sollte. Wohl alle seine Bewohner ruhten nach der durchschwärmten Nacht sanfter und fester als sonst in den Armen des Schlummers, und keines von ihnen sah den grau und trüb hereindämmernden Morgen — keines als die Schwester des verleugneten Zahnarztes, deren thränennasse Augen noch immer weit geöffnet in das Leere starrten.

Ende des ersten Bandes.

Madonna im Rosenhag

Bd.: 1.

1890